

821.135.1-1
E 48

MICHAEL EMINESCU

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE
DEUTSCHE ÜBERSETZUNG

VON
VIKTOR ORENDI-HOMMENAU

Yuv. 5095.

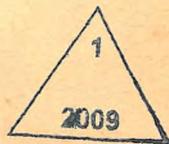


235969



1932

VERLAG „VON DER HEIDE” TEMESWART-TIMIȘOARA,
RUMÄNIEN, STRADA E. GOJDU 10



ALLE RECHTE VORBEHALTEN

102

5

GEWIDMET
OKTAVIAN GOGA
DEM WÜRDIGEN
NACHFOLGER EMINESCUS



E I N L E I T U N G

Wenn ich mich unterfangen habe, die schönsten Gedichte Eminescus ins Deutsche zu übersetzen, so bin ich damit einem Zuge des Herzens gefolgt. Vielleicht ist es irgend eine geheime Schicksalsverbundenheit, die mich, so weit ich auch in die einzelnen Bergstollen des rumänischen Schrifttums eindringen durfte, immer und immer wieder zu diesem gottbegnadeten Dichterphilosophen zurückgeführt hat.

Die grossartige Musikalität seiner bilderreichen Sprache und die an Schopenhauer erinnernde tiefschürfende Lebensweisheit, wie wir sie z. B. in seinen „Briefen“ finden, oder auch der märchenhafte Hauch von zarter Poesie, die seine kleinen Lieder atmen, sichern ihm einen dauernden Ehrenplatz in der Weltliteratur...

Geboren am 20. Dezember 1849 als das sechste von zehn Kindern des Gutsverwalters Eminovici in Ipotesch in der Moldau, wurde er schon im Elternhaus mit der deutschen Sprache vertraut und kam im Alter von acht Jahren nach Czernowitz, wo er die dortige Volksschule und das deutsche Gymnasium besuchte. Bei seiner eigenartigen Veranlagung, die jedem schablonenhaften Schulzwang abhold war, darf es nicht weiter wundernehmen, dass Eminescu die zweite Klasse wiederholen musste und diese nur mit schwerer Mühe absolvieren konnte. Von hier kam er in das rumänische Lyzeum zu Blasendorf in Siebenbürgen, wo es ihm aber noch viel weniger behagte, denn er verliess dreimal hintereinander die Schule, um sich einer Schauspielertruppe anzuschliessen, die unter der Leitung einer Frau Tardini stand.

Es waren stürmische Tage der Entbehrung und der bittersten Not, die Eminescu mit dem leichtsinnigen Theatervölkchen durch ganz Rumänien führte und ihn auch mit Jon C. Caragiale, dem nachmaligen berühmten Dramatiker, bekannt werden liessen. Dieser schrieb dann im Jahre 1889, als Eminescu bereits im Friedhof der ewigen Seligkeit entgegenträumte, die packende Skizze „Nirwana“ die Ludwig Klein in einem Büchlein, das sich „Sünde und andere Novellen und Skizzen“ betitelte, im Jahre 1898 bei Philipp Reclam in Leipzig in deutscher Übersetzung erscheinen liess. Da sie über Eminescu wichtige Aufschlüsse gibt, füge ich sie dieser Sammlung in der Hoffnung bei, dass mir die verehrten Leser gewiss nicht undankbar sein werden dafür, dass ich den Gedichten und dem Lebensbilde Eminescus eine so wertvolle Ergänzung habe folgen lassen.

Um aber wieder auf die Wanderjahre Eminescus zurückzukommen, sei festgestellt, dass man auch heute noch nicht genau weiss, wie sich unser Dichter in dieser schweren Zeit durchzuschlagen wusste. Sicher ist nur, dass ihn endlich sein Vater im Jahre 1869 als ausserordentlichen Hörer an die Universität nach Wien brachte, wo er nun mit Feuereifer Philosophie, Geschichte und Literatur betrieb. Er vertiefte sich in Konfuzius, Plato, Spinoza, Schopenhauer und Fichte, übersetzte ganze Teile von Kant und vollendete seine Studien, die im Jahre 1872 durch eine schwere Krankheit unterbrochen wurden, die angeblich den Keim zu seinem späteren Leiden gelegt haben soll, in Berlin und Jena. In sein Vaterland zurückgekehrt, wirkte er hier abwechselnd als Schulrevisor, Schriftleiter und Direktor der Zentralbibliothek in Jassy und genoss das Glück, mit Carmen Sylva, der erlauchten Königin, die für Eminescus Gedichte von hoher Bewunderung erfüllt war, in schönggeistigen Verkehr zu treten. Leider verfiel er schon im Jahre 1883 in unheilbaren Wahnsinn und musste in eine Irrenanstalt übergeführt werden, wo sich sein Zustand zwar vorübergehend besserte, doch kam er bald wieder in ärztliche Behandlung und wurde schliesslich, am 15. Juni 1889, beim täglichen

Spaziergang im Hofe des Krankenhauses, in welchem er Unterkunft fand, durch den Steinwurf eines anderen Geisteskranken, unvermutet getötet.

Was sonst noch von Eminescu zu berichten wäre? Er liebte die Natur mit leidenschaftlicher Begeisterung und war mit ihr in innigster Weise verwachsen. Es wird von ihm erzählt, dass er sich als junger Knabe tagelang im Wald aufhalten konnte und nicht müde wurde, auf dem Boden liegend, in die Erde hineinzuborchen, um den geheimnisvollen Stimmen des Erdinnern zu lauschen. Sein Grossvater mütterlicherseits kam als russischer Kosaken-Emigrant nach Rumänien, um sich hier zu verheiraten, während sein Vater rumänischer Edelmann — ein sogenannter Bojar — ruthenischer Abstammung war, sich aber schon längst als Vollblutrumäne fühlte und seine Kinder auch in diesem Geiste erzog. Auf der Familie lastete jedoch ein eigentümlicher Unstern. Seine Mutter war zeit ihres Lebens kränklich, eine Schwester von ihm an Händen und Füssen gelähmt, während einer seiner Brüder irrsinnig, der andre, auf der Höhe seines Ruhmes, zum Selbstmörder wurde. Kein Wunder, dass der überaus empfindsame Dichter, den seine Zeitgenossen verkannten und verblendeter Partefanatismus erbarmungslos verfolgte, oft derart verbittert war, dass er zum Buddhismus flüchtete — siehe sein „Gebet eines Daken“ — oder aber persönliche Gegnerschaft auf ganze Gruppen übertrug, in deren Reihen warmfühlende vaterländische Männer von hohem Ansehen und unverwelklichen Verdiensten standen. Nur ganz Wenige waren es, die die überragende Grösse Eminescus neidlos bewunderten, wie z. B. der auch als Kritiker bedeutende Staatsmann Titu Maiorescu oder der Schriftsteller Jacob Negruzzi, welcher Letzterer im rumänischen Senat eine Vorlage zur Annahme brachte, derzufolge Eminescu, der die letzten Jahre seines irdischen Daseins im grössten Elend versiechte, eine lebenslängliche Rente ausgesetzt wurde. Leider kam sie aber viel zu spät, denn Eminescu starb, noch ehe er die Wohltat derselben geniessen konnte. Seltsamerweise starb in demselben Jahre auch

Veronica Micle, die gleichaltrige Dichterin, mit der ihn die zärtlichsten Beziehungen verknüpften, und die sich zuletzt in das Kloster Vărătic in der Moldau zurückzog. Das Gedicht „Trennung“ das ich in diese Sammlung aufgenommen habe, ist, neben vielen anderen, in besonderer Weise ihrem Andenken gewidmet.

Temeswar, im Jänner 1932.

VIKTOR ORENDI-HOMMENAU

G E B E T
RUGĂCIUNE

STERN des Mitleids und der Meere,
Ach, wir bitten dich, erhöre
Unser heisses Flehn und Bangen,
Halt uns nicht in Not gefangen,
Wollest gnädig auf uns schauen,
Uns mit deinem Blick erbauen,
Gottesmutter, gebenedeit,
Jungfrau in alle Ewigkeit,
Maria!



KAMADEVA

KAMADEVA

UM der Liebe Schmerz zu lindern,
Rief ich Kamadeva an,
Jenen Gott der alten Inder,
Der schon Wunder hat getan.

Und er kam in stolzer Schönheit,
Ritt auf einem Papagei,
Doch auf den Korallenlippen
War ein Zug des Spotts dabei.

Und im Köcher, statt der Pfeile,
Trug er giftige Pflanzen nur,
Die im Sonnenbrande wuchsen
An des Ganges heilger Flur.

Schoss mir dann aus seinem Köcher
Eine Blume in den Leib,
Und seit damals sind nur Tränen
Meiner Nächte Zeitvertreib.

Denn der Sohn der blauen Himmel
Und der Eitelkeiten Flucht
Hat mit seinem Todespfeile
Mich bestraft und heimgesucht.



ERSTER BRIEF

SCRISOAREA I

WENN ich mit müdem Sinn das Licht verlösch am Abend spät
Und nur die Uhr den immer gleichen Weg der Zeit noch geht,
Schieb ich den Vorhang langsam auf die Seite, dass ins Zimmer
Der Mondschein sich ergießt mit seinem wonnereichen Schimmer,
Dann weckt er aus der Nacht entschwundener Erinnerungen
Ein Heer von Schmerzen, die schon längst nicht mehr zu uns gedrungen

O Mond, Gebieter dieser Welt, du stillst mit leisem Weben
Den tiefen Gram der Seele, rufst Gedanken neu zum Leben,
Vieltausend Wüsten leuchtest du mit deinem Wunderstrahle
Und spendest Licht verborgnen Quellen in dem Waldestale!
Ob wieviel Wasserwogen, wieviel Meeres-Einsamkeiten
Schwebst majestätisch du dahin mit deinem Silbergleiten!
Erfüllt von deinem Zauber, bietet deinem Blick sich dar
Der Burgen und der Städte, der Paläste stolze Schar!
In wieviel stille Häuser dringst du durch die Fenster ein,
Auf wieviel Denkerstirnen senkst du dich mit mildem Schein!
Hier siehst du einen König, der vertieft in Zukunftsplänen,
Dort einen Armen, der an morgen denkt, im Auge Tränen,
Doch lenkt das Schicksal auch verschieden ihres Lebens Reise,
Dein und des Todes Strahl begleiten sie auf gleiche Weise,
Auf gleiche Weise sind sie Sklaven ihrer Leidenschaften,
Ob sie nun mächtig sind, ob elend sie am Boden haften!
Der eine vor dem Spiegel will sein Haar in Locken winden,
Der andre sucht in Zeit und Welt die Wahrheit zu ergründen,

Aus längst vergilbten Blättern alte Dinge auszukramen,
Ins Kerbholz der Geschichte einzuzeichnen ihren Namen,
Die andren wieder rechnend von dem Ladenpult aus fragen
Nach Gold und Gut, das auf dem Meer die schwarzen Schiffe tragen....

In abgeschabten Kleidern sitzt beim Lampenlicht, dem fahlen,
Der alte Lehrer, endlos brütend über seinen Zahlen,
Er zieht den Schlafrock fester an, sein Körper scheint durchfrozen,
Und hüllt den Hals noch tiefer ein, steckt Watte in die Ohren ;
Gebückt und hager, nur ein Nichts in dieser Erde Zwinger,
Trägt doch das Universum er in seinem kleinen Finger,
Vergangenheit und Zukunft sich in seinem Haupte spiegeln
Und kühn will er die dunkle Nacht der Ewigkeit entsiegeln,
Wie Atlas einst den Himmel auf die Schultern hob vor Zeiten,
Versucht die Weltenrätsel er in Ziffern umzudeuten.

Und während auf den alten Schmöckern noch der Mondschein rastet,
Der Geist Jahrtausende zurück ins Ungewisse hastet,
Will bis zum Anfang sich, zum Urbeginn der Schöpfung finden,
Da noch kein Leben war, kein Wille wob in diesen Gründen.
Als sich hienieden nichts verbarg, da alles noch verborgen,
Und selbst ein Gott, in sich nur ruhend, harrte auf den Morgen.
War nur ein Chaos da, ein Meer mit bodenlosem Bette ?
Noch gabs kein Wesen mit Vernunft, das dies begriffen hätte,
Noch war es finster auf der Tiefe und im Weltgeschehen,
Nichts war noch sichtbar, auch das Auge fehlte noch zum Sehen,
Der Schatten aller Dinge war noch nicht zur Form entschieden
Und machtgebietend herrschte nur der ewigliche Frieden !
Doch siehe da, nun regt ein kleines Pünktchen sich auf Erden,
Das Chaos will Gebäerin, der Punkt zum Vater werden,
Und dieser Punkt, der sich bewegt, nur ein Atom der Zeit,
Ist unbegrenzter Herrscher über die Unendlichkeit.

Seit damals will der Nebelschwaden sich in Streifen trennen,
Entstanden Sonne, Mond und Sterne, alles, was wir kennen,
Seit damals nahn sich Urgebilde unserem Planeten,
Die aus dem wüsten Durcheinander in die Welt getreten,
Aus lichtumstrahltem Feuerkranz der Ewigkeit entsprungen,
In heisser Sehnsucht nach dem Leben bis zu uns gedrungen.
Wir Kinder aber, die wir unsrer Kraft so viel vertrauen,
Ameisenhaufen nur auf dieser kleinen Erde bauen :
Ein Gehn und Kommen herrscht von Völkern, Kaisern und Soldaten,
Geschlechter auf Geschlechter brüsten sich mit ihren Taten,
Vergessen doch, dass wir in diesem schwanken Weltgehäuse
Uns nur als Eintagsfliegen tummeln in dem grossen Kreise,
Dass wir nur einen flüchtgen Augenblick im Licht uns wiegen
Und *vor* und *hinter* uns der Nächte Finsternisse liegen...
Wie sich im Staub der Sonnenstrahlen tausend Fäden spinnen
Und mit den Strahlen dann auch wieder in das Nichts zerrinnen,
So gönnt das Schicksal uns nur eine Weile Tag und Helle,
Erquickt und labt uns mit dem Wasser seiner Lebensquelle,
Dann kommt der Tod, das ewge Nichts, die abgrundtiefe Leere,
Denn alles Sein ist eitler Wahn, ist Trug nur und Schimäre !

Dem Forscher aber muss sich auch die Zukunft offenbaren,
Mit seinem Geist eilt er voraus auf Tausende von Jahren
Und sieht die Sonne, unter der noch alle Wesen spriessen,
Sich, rot und trüb, im Wolkenflor wie eine Wunde schliessen.
Sieht die von ihrem Zauber freigewordnen Wandelsterne,
Vereist und starr, sich drehen in der nebelhaften Ferne,
Erspäht das Firmament, das schwarze Finsternis umzogen,
Und nicht ein blasses Sternlein mehr erglüht am Himmelsbogen,
Die tote Zeit ist in das Reich der Ewigkeit gesunken,
Denn nichts mehr kann ereignen sich, der letzte Lebensfunken
Verblasst und stirbt, es schweigt im Raum ein jeder Laut hienieden,

Und machtgebietend herrscht aufs neue jetzt der ewge Frieden !

.

Wenn von den ersten Menschen, die einst traten in dies Leben,
Wir vorwärtseilen, zu gekrönten Häuptern uns erheben,
Sehn alle wir in ihres Daseins Rätsel sinnend schürfen
Und sind im Zweifel, wen wir unglücklicher nennen dürfen .
Es waltet eins in allem, alles will zum einen stimmen,
Und wems gelingen mag, kann eine Stufe höher klimmen,
Indes die andren zag und unbekannt im Dunkel bleiben,
Verloren gehn, wie Wasserperlen, die in nichts zerstäuben,
Was kümmert es das Schicksal, was wir tun und was wir wollen,
Es schreitet über uns hinweg wie Sturm und Sturmesgrollen...

Lasst preisen mit Begeisterung ihn Dichter und Verehrer,
Doch, Hand aufs Herz, was hat davon der gute, alte Lehrer ?
Unsterblichkeit, so heisst es, unser Dasein muss sich ranken,
Dem grünen Efeu gleich, empor am Baume der Gedanken,
„Sie werden“—hofft er— „meinen Namen noch in künftgen Tagen
Von Mund zu Mund durch all die Tausende von Jahren tragen,
Mein Schaffen ist für alle, für die Ewigkeit gegeben
Und wird noch im Gedächtnis spätester Geschlechter leben!“
Bedauernswerter Mensch ! Behältst du wohl im Sinn, was du erfahren,
Was du gehört, du selbst gesprochen hast in all den Jahren ?
Kaum etwas ! Nur Gedankensplitter sind es, die dich letzen,
Ein bunter Streif versunkner Bilder, ein papierner Fetzen,
Doch wenn du selber nicht erkennst dein Dichten und dein Streben,
So sollen, meinst du, *andre* dann von dir ein Bild dir geben ?
Es kommt vielleicht die Zeit, wo irgend eine Krämerseele,
Im Bücherwust vergraben, prüft den Sang der Philomele,
Ermessen möchte deine Sprache, ob und wie sie funkelt,
Und sich die Brille putzt, die Staub aus *deinem* Werke dunkelt,

Dich aber schliesslich abtut dann, als eine Art Geleite,
In ein paar Zeilen, irgendwo am Rande einer Seite.

Du magst dir eine Welt erbaun, und magst sie auch zerstören,
Nichts wird davon, nur eine Schaufel Erde dir gehören,
Die Hand, die nach dem Szepter griff, wird einst im Sarge modern
Und in vier schmalen Brettern nur dein stolzer Geist verlodern.
Dein Leichenzug wird, feinem Spott vergleichbar, glänzend sein,
Doch niemand wird dir eine wahre Schmerzensträne weihn,
Ein Wicht nur, der die andren überragt, wird dein gedenken
Und dir, aus Selbstgefälligkeit, ein Wort zum Abschied schenken.
Nicht mehr als dies wird dir die liebe Welt zum Danke bringen,
Doch werden spätre Zeiten wohl gerechter sein in diesen Dingen ?
Bewunderung von Nachgebornen, die dich nicht erreichen ?
Sie spenden deinem Lebensbuch gewiss des Beifalls Zeichen,
Wenn mit Befriedigung darin sie werden können lesen,
Dass du, wie sie, ein Mensch nur warst und kein besondres Wesen.
Geschmeichelt, tragen sie die Nase hoch, wo sie erscheinen,
In den Versammlungen gelehrten Stils, in den Vereinen,
Wo du im Mittelpunkte stehst. Dass sie dich loben werden,
War schon im voraus ausgemacht mit hämischen Gebärden,
Doch ausgeliefert allen, musst du dirs gefallen lassen,
Dass sie herabziehn und bekritteln, was sie nicht erfassen,
In deinem Dasein dunkle Flecken, Aergernisse suchen,
Um all die Fehler dann auf deine Rechnung zu verbuchen.
Dies bringt dich ihnen näher, als das Licht, das du verbreitet,
Die Schuld und Sühne, die verhängnisvoll dich hat begleitet,
Das Ich, das erdgebunden, von der Endlichkeit umnachtet,
In unheilvollen Banden irdischer Gelüste schmachtet,
Das ganze Elend, das dich quält mit seinen Foltertrieben,
Zieht mehr sie an als alles, was du jemals hast geschrieben.

Mit wundervollem Schimmer legt der Mond sich auf die Bäume
Und sendet seinen milden Gruss in diese Weltenräume,
Weckt tausend Schmerzen aus dem Grabe der Erinnerungen,
Die, längst entschlummert, nur im Traum zu uns gedrungen,
Denn führt er uns am Abend in der Seele stilles Kämmerlein,
So ruft er tausend Bilder wach, wenn wir verlöscht der Kerze Schein.
O Mond, ob wieviel Wüsten leuchtest du mit deinem Strahle
Und spendest Licht verborgnen Quellen in dem Waldestale!
Ob tausend Wasserwogen, tausend Meeres-Einsamkeiten
Schwebst majestätisch du dahin mit deinem Silbergleiten!
Uns *allen* aber, die dem Schicksal untertan hienieden,
Schenkst du nur und des Todes Genius den wahren Frieden!



ZWEITER BRIEF

SCRISOAREA II

DU fragst mich nach der Dinge Grund, dass meine Feder rastet,
Wie dumpfer Bann es auf der Flügelkraft der Seele lastet,
Warum sie schlummern, in vergilbte Blätter sich verhüllen,
Die ernsten Jamben, der Trochäen Reigen, die Daktylen?
O, wüsstest du, wie schwer ich tragen muss an diesem Leben,
Selbst das Zertrümmern meiner Feder fände dein Vergeben,
Denn sieh, wozu denn sollt den Kampf ich eigentlich entfalten
Und unsre altererbte schöne Sprache neu gestalten?
In meiner Leier schläft ein tiefgeheimnisvolles Klingen,
Soll ichs als seichtes Lied für alle Welt zu Markte bringen?
Ihm neue Formen schaffen, um den Leuten zu genügen,
Und nur zu schreiben, was der grossen Menge macht Vergnügen?

Du gibst zur Antwort mir, ich müsse an die Zukunft denken,
Der Öffentlichkeit Augenmerk auf meine Verse lenken,
Den Landesgrössen in Erinnerung bringen meinen Namen
Und meine Lieder widmen – vielleicht irgend welchen Damen.
Den Ekel in der Seele soll ich mit Vernunft ersticken?
Ach, Guter, dieser Weg tät vielen schon mit Anstand glücken,
Und viele unsrer heutigen Sänger täten es erreichen,
Sich durch Gedichte eine Anzahl Aemter zu erschleichen,
Indem sie, was sie kleistern, stets den Mächtgen dedizieren,
Und lärmend im Kaffeehaus, im Salon damit grassieren.
Weil aber unsres Daseins Pfade steil und eng sich winden,
Verstehn sies meisterhaft, bei Weibern Gönnerschaft zu finden,

Mit ihren Büchern sie zu ködern, hoffend auf den Gatten,
Der soll, wenn er Minister wird, den Dank dafür erstatten.

Warum ich nicht für Ruhmesglanz und Anerkennung schreibe?
Was solls damit, wenn ich ein Redner in der Wüste bleibe?
Denn jetzt, wo Gier und Sinnlichkeit in diesen Gauen walten,
Ist Ruhm ein Blendwerk nur, das tausend Alberne entfalten,
Um ihre Götzen, Eiterbläschen einer kleinen Zeit,
Als grosse Geister hinzustellen für die Ewigkeit.

Ich soll das Hohelied der Liebe preisen und es künden,
Dass ihre Fesseln Menschen miteinander treu verbünden?
Soll König Menelaos' Operettenchor vermehren
Und süßem Reimgeklengel töricht Einlass ich gewähren?
Und wie die Welt, ist auch die Frau heut oftmals eine Schule,
Und wehe dir, was du zu leiden hast, bist du ihr Buhle,
Auf dieser Universität der Göttin Venus lernen viele,
Die Jungen und die Jüngsten streben nach dem gleichen Ziele,
Der erste Flaum schon führt die Schüler in die heiligen Hallen,
Bis diese, einst so stolz und hehr, zu Staub und Schutt zerfallen.

Gedenkst du noch der Studienzeit und ihrer holden Träume?
Der guten, alten Lehrer, die im Schoss der Zeitenräume
Nach Weisheit suchten in den dicken Bänden, die dort standen,
Und manch ein Körnlein der Erkenntnis in den Büchern fanden?
Mit ihrem sanften Murmeln, wie ein Quell des horum-harum,
Uns schläfrig führten in das nervus rerum gerendarum,
Uns Fürsten von Aegypten zeigten oder auch Planeten,
Und uns mit tiefer Andacht Licht in Herz und Sinne säten.

Vor meinem innren Aug ersehnt der Astronom noch heut,
Der Welten aus dem Nebel rief mit Kinderleichtigkeit,
Die dunklen Ewigkeiten uns erschloss mit klugem Führen,

Epoche auf Epoche reihte wie auf Perlenschnüren,
Bis dass wir fühlten, dass im Schädel sich ein Mühlrad rege,
Mit Galilei glaubten, dass die Erde sich bewege...

Verwirrt von all dem krausen Zeug, dem Plunder, dem wir lauschten,
Wir oft genug mit Mumien die Lehrer dort vertauschten,
Denn während wir das Spinnwebgewebe an der Decke prüften
Und Ramses hörten, wir in blaue Augen uns vertieften,
Die feurigsten Gedichte an den Rand der Hefte schrieben,
Wie heiss wir unsre angebetete Klotilde lieben...
In buntem Wechselspiel erstand vor unsrem Geiste hier
Der Sonne Ball, ein König oder auch ein andres Tier,
Und nur der Feder Kratzen unterbrach die fromme Stille,
Wir sahn der grünen Felder lieblich wogende Idylle,
Der schwere Kopf fiel auf die Bank, der Blick ins Traumland schwebte,
Bis uns die Glocke mahnte, dass nun Ramses nicht mehr lebte!

Ja, damals glaubten wir noch an die Welt, die wir uns bauten,
Weil in realer Wirklichkeit wir nur den Irrwahn schauten,
Doch heut erkennen wir, wie hart des Lebens Pfad sich windet,
Wenn sich ein kindliches Gemüt nicht in das Dasein findet,
Ein Unheil ists, will jemand noch in diesen Gründen schwärmen,
Verloren bist du, willst du dich an Idealen wärmen...

So frag mich nicht mehr nach dem Grund, dass meine Feder rastet,
Wie dumpfer Bann es auf der Flügelkraft der Seele lastet,
Warum sie schlummern, in vergilbte Blätter sich verhüllen,
Die ernsten Jamben, der Trochäen Reigen, die Daktylen,
Denn sollt ich jetzo Verse schreiben und Gedichte leiern,
So könnt es sein, dass heutzutage mich die Menschen feiern,
Doch trag ich ihren Hass auch *noch* so leicht und ihren Geifer,
Es brächte mich ihr Lob gewiss in Zorn und Zorneseifer!

DRITTER BRIEF

SCRISOAREA III

EIN Sultan irgend eines Volkes, das sich Zelte baute
Und seine Heimat dort, wo seine Weide lag, erschaute,
Schief auf dem Boden, nur die rechte Hand gestützt zum Kissen,
Geschlossnen Auges, doch im Innern schon ein heimlich Wissen...
Den Mond vom Himmel sah er mählich sich zur Erde neigen,
Zur Jungfrau sich verwandelnd, langsam zu sich niedersteigen,
Und Weg und Pfad erblühen unter ihrem zarten Schritte,
Aus ihrem Auge blinkt ein Glanz, als ob sie Schmerzen litte,
Von ihrer Schönheit strahlen selbst der Wälder Hügel
Und leise zittert auch der Flüsse blankgewellter Spiegel,
Wie Diamantenflitter rieselt es auf Feld und Triften
Und hunderttausend Sonnenfunken schillern in den Lüften.
Wie holder Geisterklang kommt sanft ein Lied dahergezogen
Und prächtig steigt am Firmament empor der Regenbogen...
Und wie sie neben ihm nun sitzt, reicht sie die Hand ihm dar
Und sagt zu ihm, indem sie löst ihr dunkles Seidenhaar:
„O komm zu mir und lass verknüpfen mich mein Sein dem Deinen
Und meinen süßen Schmerz mit deinem bangen Leid vereinen,
Im Lebensbuch, in Sternen und in Zeiten stets geschrieben,
Dass wir, einander untertan, uns ewig müssen lieben.“

Und wie der Fürst sie ansah, war ihr Bild auch schon zerflossen,
Doch fühlt er einen Baum aus seiner Seele Tiefen sprossen,
Der wächst in einem Augenblick, wie sonst nur in Aeonen,
Und breitet seiner Zweige Pracht wohl über Meer und Zonen,

Sein Riesenschatten will den ganzen Horizont umhüllen
Und will das Universum selbst mit seinem Laub erfüllen.
Nun sieht er Berg um Berg vor seinem geistgen Auge offen,
Den Atlas, den Kaukasus, Taurus und des Balkans Schroffen,
Den Euphrat, Nil und Tigris und der alten Donau Wellen,
Es will der Baum sie *alle* unter seine Hoheit stellen,
Auch Asien, Europa, Afrika mit seinen Wüsten,
Die schwarzen Schiffe, die vor Anker gehn an ihren Küsten,
Die grünen Weizenfelder, die in ihrem Schmuck sich wiegen,
Und viele stolze Städte, die am Meereshafen liegen.
Das alles sieht er wie auf einem Teppich ausgebreitet,
Wie Volk um Volk und Land an Land an ihm vorübergleitet,
Er sieht das Kommen und Entstehen wie in Nebelweiten
Und sieht das Blätterdach des Baumes sich darüber breiten.

Nicht reicht des Adlers kühner Flug empor zu seinem Gipfel,
Doch braust ein Sturm wie Sieg und Siegesjubel in dem Wipfel,
Fährt in das grüne Laub hinein, bringt Blatt um Blatt zum Klingen,
Und aus den Wolken hört den Ruf man „Allah, Allah“ dringen.
Das Toben und das Lärmen gleicht dem willbewegten Meere,
Es heult die Schlacht, als ob die Hölle selbst entfesselt wäre,
Bis sich die Windsbraut ausgetobt hat und der Blätter Reigen
Sich will vor einem *neuen* Rom in Ehrerbietung neigen.

Der Sultan, der sich vollends wachgerüttelt hat, erbebt,
Er sieht den Mond, wie er ob Eski Schehr am Himmel schwebt,
Betrachtet wehmutsvoll des Scheiches Edebali Haus,
Dort schaut, wie eine Gerte schlank, zum Gitternetz heraus
Ein Kind, auf dem mit Wohgefallen aller Augen ruhn,
Des Scheichs geliebtes Töchterchen, die schöne Malkatun.
Nun erst begreift er das Gesicht, das ihm erschlossen der Prophet,
Der ihn für einen Augenblick zu sich erhob, zu Mahomet,

Dass aus der irdschen Lieb ein mächtges Kaiserreich entspringt,
Das ohne Grenzen sich erstreckt, das nimmermehr versinkt.

Und siehe da, der Traum so seltsamlich will Wahrheit werden,
Des Herrschers Reich verbreitet sich mit Adlersflug auf Erden,
Es stürmt erobernd in das Herz der fremden Völkerscharen
Und Sultan folgt auf Sultan in den endlos vielen Jahren,
Bis Bajasid den letzten Gegner auf die Kniee zwingt
Und mit der Fahne des Propheten bis zur Donau dringt.
Hier reiht sich Schiff an Schiff als Brücke für die Janitscharen,
Die Kinder Allahs, Spahis, die mit schmetternden Fanfaren
Zum andren Ufer eilen, dunkelnd ihres Weges Spuren,
Bis triumphierend sie erreicht Rovinens Wiesenfluren.
Dort türmen sich die Zelte dicht, wie stolze Siegeszeichen,
In weiter Ferne nur ertönt das ewge Lied der Eichen...

Nun nähert sich ein Abgesandter mit dem Friedensstabe,
Verächtlich prüft ihn Bajasid und fragt nach seiner Gabe:
„Was willst du Bote“?

„Gute Freundschaft und das Herzverlangen,
Du wollest gnädig sein und unser Oberhaupt empfangen.“
Ein Wink, der Weg wird frei, in schlichter Würde tritt ein Mann
Im Greisenalter an des Sultans Prunkgezelt heran.
„Du nennst dich Mirtscha?“

„Ja, Herr Kaiser!“

„Willst du dich ergeben,
Dass statt der Krone Zier nicht Dornen deine Stirn umschweben?“

– „Seis, was es sei, was du erwogen, dir hast vorgenommen,
Wir sind im Frieden, Majestät, ich heisse dich willkommen,
Doch kann von Unterwerfen nicht die Rede sein, verzeih!
Was immer auch die Zukunftslosung, unser Schicksal sei.

Drum möchten wir, wir bitten dich, aus deinem Mund erfahren,
 Was du beschlossen hast mit deinen tapfren Heeresscharen,
 Willst du zum Frieden rüsten oder soll die Schlacht entscheiden?
 Wir sind gewappnet und bereit, auch Kampf und Krieg zu leiden".
 – „Was meinst du, Sklave, jetzt, wo meinem Volke strahlt der Tag,
 Dass seinen Siegeszug ein alter Knast noch hemmen mag?
 Du ahnst ja nicht, wie viele meiner Feinde ich gefällt,
 Die Besten sanken hin, die Blüte einer ganzen Welt,
 Die Söhne Christi, Könige und Kaiser im Verein,
 Sie wagten es vermessenlich, den Halbmond zu bedräun.
 Die Ritter des Malteserordens standen an der Spitze,
 Es schleuderte der Papst den Bannstrahl gegen meine Blitze,
 Die Land und Meer ergriffen und mit ihrer Glut verzehrten,
 Mit ihren Flammen immer neue Feuerbrände nährten,
 Denn ach, dem Wink aus Rom gehorchten viele Millionen,
 Es stellten sich mir in den Weg des Erdballs Nationen,
 Wie Fluten stürmten sie heran aus Wäldern und Revieren,
 Aus den entferntesten Wüsten, um das Kreuz zum Sieg zu führen.
 Nicht schonten sie den heiligen Frieden in den Urgefilden,
 Verfinsterten den Horizont mit hunderttausend Schilden,
 Erschrecklich war die Anzahl ihrer Säbel, Lanzen, Speere,
 Und grauenhaft erbebten von der Schiffe Last die Meere,
 Wie eine Mauer stand der Feind bei Nikopol auf Posten,
 Ein ungeheures Heer, das ausgezogen war gen Osten,
 Da schwur ich, über sie hinwegzustürmen, ohn Erschüttern,
 Und meine Pferde erst in Rom am Hochaltar zu füttern!...
 Nun willst du meine Grausamkeit mit einem Stab besiegen,
 Nun soll ich einem Greis, der mir begegnet, unterliegen?“.
 – „Ja, einem Greis, Herr Kaiser, denn der Greis, den du genannt,
 Kein Alltagsmensch, ist Herrscher über der Rumänen Land,
 Nicht wünscht ich dir, uns zu erkennen in des Kampfs Gewühle,
 Nicht, dass der Iserstrom dein Kriegsheer in die Fluten spüle,

Im Lauf der Zeiten, seit den Horden des Darius, kamen viele,
Die unsre heimatlichen Fluren sich gesetzt zum Ziele,
Die über unsre Donau Brücken über Brücken schlugen
Und furchtbares Entsetzen, Not und Tod herübertrugen.
Auch Kaiser, die nicht Raum mehr fanden an dem eignen Herde,
Verlangten stolz nach *unsrem* Wasser und nach *unsrer* Erde,
Doch, ohne mir ein Lob zu spenden, ohne dich zu schrecken,
Hier tät sie bald das Wasser und die kühle Erde decken.
Du rühmst dich, dass du deine Gegner in die Flucht getrieben,
Nicht *einer* von den tausend Rittern sei am Platz geblieben?
Du brütest dich, der Westen sei zu Füßen dir gelegen?
Was konnt ihn denn zum Kampf und zur Begeisterung bewegen?
Sie wollten dir den Lorbeer von der Königsstirne zwingen
Und folgten dem Gebot der Kirche nur in ihrem Ringen.
Doch *ich*? Das Elend ists, das ich betreu, der Heimat Sorgen,
Drum alles, was sich hier bewegt, sich hält im Land verborgen,
Ob Bach, ob Fluss, ob Zweig, ob Baum, ist mir in Freundschaft eigen,
Dir aber werden sie, geheim und offen, Feindschaft zeigen.
Soldaten haben wir zwar keine, doch die Lieb zur Scholle,
Nicht schreckst du uns, o Bajasid, mit deinem Hass und Grolle“.

Kaum dass der Alte ging, da hatte sich auch schon erhoben
Ein wildes Kriegsgeschrei, ein Waffenklirren und ein Toben,
Aus Berg und Schluchten tauchen Männer auf in dichten Scharen,
Im Schmuck der Panzerhelme auf den langgelockten Haaren,
Die Pferde tänzeln schnaubend an der Reiter straffem Zügel,
Vorangetrieben nur mit dem aus Holz geschnitzten Bügel,
Die Hufe fliegen blitzschnell, wie von Zauberkraft geheissen,
Die Bogen spannen sich, die Speere in der Sonne gleissen,
Wie Stahlgewölk und Hagelschlossen prasselts in den Lüften,
Den Horizont verfinsternd, schiessen Pfeile aus den Klüften,
Wie ungestümer Wetterschlag und wildes Sturmessausen,

Das Feld erbebt von dem Getrappel und des Donners Brausen,
Vergebens wird das Banner des Propheten vorgetragen,
Die Söldner werden ins Verderben, in die Flucht geschlagen,
Die langen Reihen lichten sich, es stürzen Mann und Pferde,
Wie Halme fallen die Araber auf die nackte Erde,
Nicht Fussvolk und nicht Reiter können ihrem Los entgehen,
Die Todespfeile schwirren wie des Kriwetz Wehen,
Sie treffen Brust und Rücken, dringen ein von allen Seiten,
Als ob der jüngste Tag wollt auf die Welt herniederschreiten,
Fürst Mirtscha selber lenkt die Schlacht im stolzen Siegeswerben
Und jeder, jeder, der ihm naht, muss ihm zu Füßen sterben,
Der Lanzenträger Schar durchbricht das feindliche Gehege
Und bahnt sich in das Lager der Osmanen breite Wege,
Bis sie zerstreut in alle Winde sind und weggetrieben,
Dass nicht ein einzger Türke mehr im Kampfe heil geblieben.
Ein Morden wars, als ob die Sintflut ausgebrochen wäre,
Die Heiden flüchten blindlings mit dem Rest von ihrem Heere,
Es zwingen sie die Stahlgeschosse in der Donau Arme,
Verfolgt von der Rumänenscharen wildbewegtem Schwarme...

Indem die Krieger sich nun lagern, will die Sonne sinken,
Der Berge Gipfel rings umher mit ihrem goldnen Blinken
Wie Glorienschein verklären, wie ein Blitz, zu Stein geworden,
Die Felsenhäupter nochmals licht und hell umborden,
Bis Stern um Stern sich funkelnd löst aus dunklen Ewigkeiten
Und silbern bricht hervor aus grüner Wälder Nebelweiten
Der Mond, der Herrscher in dem Land der Nächte und der Sterne,
Indes ein Kämpfer Mirtschas blickt mit Sehnsucht in die Ferne,
Vertieft in der Erinnerung ein Brieflein hat geschrieben
Der Liebsten, die so fern im Dorf bei Argeş ist geblieben :

” Aus Rovinens Wiesenrund
Tu ich meine Lieb dir kund,

Schreib dir dieses Brieflein hier,
Denn du bist so weit von mir.
Bitte dich von Herzen sehr,
Schick mir einen Boten her,
Der mir bringt, was schön dort wär,
Eures Waldes dunkle Nacht,
Deiner Augen Märchenpracht,
Sende dir von *meiner* Seit,
Was uns hier besonders freut :
Unsre Sieger stolz und kühn
Und der Wälder Zaubergrün,
Bring dir unsre Helme dar
Und mein eignes Augenpaar,
Und, dass du beruhigt bist,
Bin gesund und dank es Christ,
Schöne Frau, sei mir geküsst !”

.

Das war die grosse Zeit, von der uns die Rhapsoden künden,
Heut werden wir nur Possenreisser auf dem Markte finden
Und müssen unsre Helden suchen in den alten Sängen,
Nicht können wir mit weichen Liedern mehr und Flötenklängen
Die Vaterlandsbefreier grüssen, die seit damals kamen,
O heilger Apollo, verbirg dich doch vor diesen Namen !
Ihr Helden der Vergangenheit im stolzen Ruhmesglanze,
Wie werdet ihr heut mit hineingezerzt zum wilden Tanze,
Zu Modegötzen seid geworden ihr für Nullenseelen,
Die schamlos euer edles Gold mit ihrem Schmutz vermählen,
O Basarab und Muschat, Reichsbegründer, Wegbereiter,
Die ihr mit Pflug und Schwert einst ausgezogen seid als Streiter,
Dem Land Gesetze, Bräuche, neue Grenzen habt gegeben,
O wünscht euch nicht aus eurem Schattenreich in dieses Leben.

Die *Gegenwart*, ist sie nicht gross, dass man sie nicht verehere?
Gibts unter uns kein Kleinod, das als echt zu schätzen wäre?
Stehn wir in Sybaris nicht vor bemalter Tempel Toren?
Wird Ruhm nicht auch auf Strassen, im Kaffeehauslärm geboren?
Kennt Niemand unsre Heldenschar, die mit der Zunge Spitzen
Sich für den Mob, des Pöbels Beifall und Applaus erhitzen,
Die Taschenspieler, die mit ihren Künsten euch umgaukeln
Und euch mit ihrem Blendwerk in das Reich der Lüge schaukeln?
Wie will sich doch der selbstbewusste Tross der Liberalen
Mit seiner Lauterkeit, mit Vaterland und Tugend prahlen,
Indes nur Kannegiesser hohle Redensarten dreheln
Und das, was ihnen heilig ist, von heut auf morgen wechseln.
Seht ihr den aufgedunsnen Zwerg mit den verschwollnen Augen?
Nicht Seele, nicht Gewissen will in seinen Plunder taugen,
Habgierig, schwarz und bucklig, eine Quelle des Gemeinen,
Vermittelt er den gifterfüllten Wortschwall auch den Seinen,
Und alle loben sich, trotzdem das Beste sie verloren,
Erbarmungswürdge Menschen, die zum Elend nur geboren.
Wie lässt den Blick, dem Glotzen einer Kröte zu vergleichen,
Er, heimlich lauernd, über seine Spiessgesellen streichen!
Von *hier* doch stammen unsre Volksvertreter, die uns schützen,
Und die schon lange würdig sind, im Irrenhaus zu sitzen,
Sie schaffen Steuern und Gesetze mit nur wenig Grütze
Und ziehn einher als Philosophen mit der Zipfelmütze,
Erretten Land und Tugend und beschirmen Lasterhöhlen,
Wo Zügellosigkeit und Unzucht sich zum Tanz vermählen,
Sie hocken wie im Betstuhl, fromm und heilig die Gesichter,
Und applaudieren dort der Zote, klatschen dem Gelichter,
Dann treffen sie im Parlament sich, um sich hier zu blähen,
Bulgar und Grieche, ach, wie grundverschieden anzusehen,
Und alle diese Larven wollen sich Rumänen nennen,
Die ganze Sippschaft will zum Stamme Trajans sich bekennen.

Solls *wirklich* diesem Abschaum, dieser feilen Brut gelingen,
Uns jemals zu beherrschen, uns ins fremde Joch zu zwingen?
Was missgestaltet und verkrüppelt ist in Nachbarsreichen,
Geächtet und gebrandmarkt mit des Todes Kreuzeszeichen,
Das ganze Griechenviertel und die Unzahl der Heloten,
Sie *alle* flüchten her und werden hier zu Patrioten,
So dass jetzt Einfaltspinsel nur und Stümper dominieren,
Und Stotterer mit schiefem Maul uns an der Nase führen.

Ihr seid die Nachfolger von Rom, ihr zwitterhaften Seelen?
Der Menschheit Schande wärs, wollt sie euch *mit* als Menschen zählen!
Und diese Pestilenz der Welt, und diese Elendsleute
Erniedrigen den Ruhm des Vaterlands zu ihrer Beute,
Mit ungewaschnem Munde dürfen dreist sie sich erfrechen
Selbst *deinen* Namen, o du süsse Heimat, auszusprechen!

Mit geilen Weibern habt ihr in Paris im Pfuhl der Sünde
Gewatet, habt verschwendet und verprasst in alle Winde,
Beim Wein und Kartenspiel, was ihr besasst, die heiligen Güter,
Was brachtet ihr denn sonst noch heim für Herzen und Gemüter?
An Stelle des Verstandes habt ihr Puder und Pomade,
Stolziert mit Einglas und Spazierstock auf der Promenade,
Gealtert *vor* der Zeit, habt ihr im Kopfe nur Marotten
Und summt ein seichtes Walzerlied von Dirnen und Kokotten,
Ihr huldigt dem Pantoffel buhlerischer Kurtisanen,
Wie muss ich euch bewundern doch, ihr Enkel der Romanen!

Nun blickt ihr uns ins kalte, skeptische Gesicht erschrocken
Und tut befremdet, dass jetzt eure Künste nicht mehr locken,
Doch seht, wie alle, die mit grossen Worten agitieren,
Nach eignem Gut und Vorteil nur, nach schönödem Mammon gieren,
Heut aber, wo die schönen Phrasen und der eitle Trug versagen,

Sinds nicht die *andren* wohl, ihr Herren, die Schuld an allem tragen?
Ihr habt euch viel zu stark entblösst und unser Land zerrissen,
Ihr schmähtet uns und fragtet nicht nach Ehre und Gewissen,
Triebt Spott mit unsrer Sprache, mit den Sitten unsrer Ahnen,
Und scheuetet nicht davor zurück, zu wandeln Schurkenbahnen.
Gewinn, der keine Mühe kostet, heisst das Ideal,
Ein Fluch ist das Genie, die Tugendhaftigkeit banal...

Doch lasst die Väter schlummern in den Zeiten, in den grauen,
Und nur mit leiser Ironie auf euch herniederschauen.
O steig empor, Fürst Zepesch, aus dem dunklen Grab zum Lichte
Und teil die wüste Horde ein in Narren und in Wichte,
Sperr mit Gewalt sie *Beide* ein, dass sie nicht brechen aus,
Und setze dann in Brand den Kerker und das Irrenhaus!

ANMERKUNG: Fürst *Mirtscha* [eigentlich *Mircea* der Aeltere], Fürst von *Muntenien*, der im Jahre 1394 die Türken unter Sultan *Bajazid I* auf dem sumpfigen Schlachtfeld von *Rovine*, bei *Craiova*, vernichtend schlug. – Wenn *Eminescu* von den *Rittern des Malteserordens* spricht, so ist dies hier eine fromme poetische Lizenz; gemeint hat der Dichter den ähnlichen Orden, der seinerzeit auf *Rhodos* seinen Sitz hatte. – Der *Kriwetz*, eigentlich „*Crivăţ*“ ist ein böser Nord-Ostwind, der besonders im *Altreich* wüthet. – *Curtea de Argeş* [sprich *Kurtja de Ardschesch*] ist eine Stadt in *Muntenien*, die früher den Herrschern als Residenz diente und viele Königsgräber birgt. Auch König *Carol I.* und König *Ferdinand* der Erste sind dort begraben. Das dortige Kloster ist eine Sehenswürdigkeit *Rumäniens*. – Unter *Sybaris* versteht *Eminescu* offenbar *Bukarest*.

VIERTER BRIEF

SCRISOAREA IV

VERLASSEN steht das Schloss, sich spiegelnd in dem Teich, dem hellen,
Jahrhunderte schon schläft sein Schatten in den klaren Wellen,
Die schlanken Türme schweigend aus dem Tannenwalde dringen
Und schaukeln sich wie dunkle Träume auf den Wasserringen.
Durch hohe Bogenfenster sieht man schlohweiss in den Zimmern
Gardinen hängen, die wie Rauhreif in der Sonne schimmern,
Der Mond erzittert ob den Feldern, wie in rotem Schein,
Mit tausend Tinten zeichnet er sich in den Himmel ein,
Wie Riesenwächter stehn die Eichen, die ihn stolz umgeben,
Um seinen Ausgang zu behüten, wie ein teures Leben,
Die weissen Schwäne nur sich wiegen, wo die Schilfe spriessen,
Als Gäste hier die Einsamkeit und Ruhe zu geniessen.
Sie teilen majestätisch und mit ausgespanntem Flügel
In Wellenkreise, die wie Silber sprühn, den Wasserspiegel,
Das Rohr bewegt sich leise durch die aufgescheuchte Stille,
Im grünen Riedgras zirpt wie schlafbefangen eine Grille, —
Es lenzt und sommert in den Lüften, die von Duft umwoben,
Ein Rittersmann nur seufzt empor zum Erkergitter droben,
Durch dessen enge Stäbe sich wie liebliche Gedanken
Lianen winden und die schönsten Schirasrosen ranken,
Vom Zauber der Natur berauscht, ergreift er scheu die Laute,
Ein Lied zu singen, anzustimmen für die holde Traute :

„O zeig dich mir, wie einst, in deinem langen Seidenkleide,
„Das wie durchwirkt von Licht erscheint und kostbarem Geschmeide,

„Nicht möcht ich mehr den Blick von deinem Strahlenkranze wenden,
„Wie du die goldnen Haare kämmst mit deinen weissen Händen.
„O komm und spiel mit mir und meinem Glücke, wirf hernieder
„Die welke Wiesenblume, die du trägst an deinem Mieder,
„Lass rühren sie der Saiten Klang, damit sie leis verhallen –
„Ach, sieh, wie hell die Nacht doch ist, als wäre Schnee gefallen!
„Gewähr mir Eintritt, lass mich in dein Kämmerlein dort drinnen,
„Dass mich der Duft berausche von des Lagers weissem Linnen,
„Kupido wird, des heissen Herzens Sehnsucht zu erfüllen,
„Die veilchenblaue Kugel deiner Ampel keusch verhüllen.“

Nun rauscht es im Gewirr der Schlinggewächse und der Ranken,
Das Blätterwerk, das grüne, sich bewegt wie leichtes Schwanken,
Und aus den Blütenzweigen, hinter dunklen Gitterstäben,
Erscheint die vielgeliebte Maid mit engelhaftem Schweben,
Wirft eine Rose hin, führt mahndend ihre Hand zum Munde,
Bringt flüsternd ihrem Rittersmann gar wundersame Kunde.
Dann schreitet sie zurück ins Haus mit stillverklärtem Schweigen,
Auf leisen Sohlen, leichtbeschwingt, zu ihm herabzusteigen,
Nun stehn sie Arm in Arm, wie herrlich sind sie anzusehen,
So jung und schön, und wie sie traulich miteinandergehen!
Vom schattgen Ufer lösen sie das schlanke Boot geschwinde,
Das seine Flattersegel fröhlich bläht im Sommerwinde,
Es eilt dahin im Nu, bewegt von sanften Ruderschlägen,
Und führt mit sich so unsagbares Glück auf seinen Wegen!...

Des Himmels Leuchte steigt empor in breiten Silberfluten
Und trägt von einem Strand zum andren hin ihr stilles Glutem,
Das in dem Spiel der tausend Wasserperlen gleisst und schimmert,
Vom Traum der Ewigkeit durchtränkt, in blassem Glanze flimmert.
Und wie sich tiefer färbt ihr Strahl, wirds heller in den Hainen,

Will jede Welle in dem See, das Ufer grösser scheinen,
Ins Riesenhafte wächst der Wald, als wollt er näher kommen,
Gemeinsam mit des Mondes Scheibe, die nun voll entglommen,
Die schattgen Linden aber mit den duftbeladnen Zweigen
Sich dürstend in das kühle Nass der Wasserquelle neigen,
Und während sie aufs blonde Haupt des Mädchens Blüten spenden.
Umschlingt sie zärtlich ihren Liebsten mit den kleinen Händen,
Ihr Kopf sinkt auf die Brust und ihre Lippen stammeln leise :

„Wie rühren deine Worte mich auf wunderbare Weise,
„Wie hast du deine Sklavin doch zu dir emporgehoben,
„Wo deiner Seele Sehnsucht schon mich hat dem Glück verwoben,
„Mit deiner Stimme süssem Zauber nimmst du mich gefangen,
„Als käm ein Märchen minniglich aus alter Zeit gegangen,
„Dein Auge mit dem feuchten Blick, dein Träumen und dein Hoffen,
„Sie bannen mich an dich und halten mir den Himmel offen.
„O bleib bei mir, dass sich dein Auge nicht mehr von mir wende,
„Ich will mich drein versenken, satt mich schauen ohne Ende,
„Bis ich erblinde. Hörst du, wie die tausend Wellen rauschen
„Und mit den Sternen oben unsren Liebesworten lauschen ?
„Die dunklen Wälder und die blauen Quellen in der Runde,
„Sie raunen tiefsgeheimnisvoll von unsrem schönen Bunde,
„Und auch der Allmacht Kerzen an dem weiten Himmelsbogen,
„Die Erde und das Wasser, alle sind uns treu gewogen.
„So leg das Ruder aus der Hand und lass das Boot entgleiten,
„Auf dass es uns entführen mag in unbekante Weiten,
„Wohin uns immer auch der Nachen triebe, ins Verderben,
„Wir sind vereint und finden uns im Leben und im Sterben!“

.

O schaumgeborne Phantasie, wenn ich mit dir darf weilen,
Wie kann ich dann, ob Wald und See, die ganze Welt durcheilen.

Wo sahst du sonst noch, was ich kühn in meiner Dichtung singe?
Im vierzehnten Jahrhundert nur geschahen solche Dinge.
Heut magst du nicht mehr in Gedankenbildern dich verlieren,
Dem Wunsche deines Herzens nach dein Mädchen kassieren,
Es gar umarmen, Brust an Brust und Mund an Mund es drücken,
In seinem Aug es lesen, was dich selig tät beglücken.
Wo denn? Kaum wagst du heute, ihre Hände zu berühren,
Da kommen schon die Tanten, Basen, fliegen auf die Türen,
Du blickst zu Boden und du trägst des Schuldbewusstseins Stempel, —
Ja, gibt es nirgends mehr ein Plätzchen für der Liebe Tempel?
Wie Mumien, so sitzen sie im Kreise die Verwandten,
Vor denen du jetzt stehst und die dich vorher kaum noch kannten,
Du spielst nervös am Schnurrbart, drehst dir eine Zigarette,
Und sprichst mit ihnen über Küchenfragen um die Wette...

Zum Überdruß wird mir das Leben, kann ichs nicht genießen,
Die bittere Prosa nur des Elends will mir hier entspiessen.
Musst du denn tausend Tränen opfern einem eitlen Triebe,
Der selbst die Vöglein in dem Walde paart in Brunst und Liebe?
Nicht *ihr* seid tätig, jemand anderer wirkt in euch beständig,
Mit eurem Munde redet er und ist in euch lebendig,
Das Dasein fließt dahin und ist der Welle zu vergleichen,
Ein einzger Strom nur, Demiurg, wird nimmer von hier weichen,
Ihr fühlt in eurem Lieben nicht das Fremde, seid von Sinnen,
Und möchtet Wunder sehn, wo euch nur Torheit will umspinnen.

Wisst ihr denn nicht, dass ein Naturgesetz euch hat erkoren
Zur Wiege von Geschlechtern, die zu neuem Hass geboren?
Dass euer Lachen schon das Weinen eurer Kinder in sich trägt,
In euren Enkeln noch, durch eure Schuld, der Väter Fluch sich regt?
Ein Puppenspiel ist nur der Menschen Treiben und Getue,

Wie Papageien reden sie und finden keine Ruhe,
Es lenkt sie eine rätselhafte Hand im Hintergrunde,
Ein grosser Meister, der mit sich nur selbst beharrt im Bunde,
Zehntausendmal verkündet, was er sprach in grauen Zeiten,
Was späte Zukunft kund wird tun in alle Ewigkeiten.
Und du? Wenn aus den Wolken bricht des Mondes Silberprangen,
Willst du in deinem schlichten Sinn dich um die Liebste bängen?
Verlassen auf der Strasse stehn, die winterlich bedeckt der Schnee,
Durch Fensterscheiben, hell beleuchtet, mitanschaun in tiefem Weh,
Wie sie von Gecken und von Tagedieben wird umschlingelt,
Den Tross der Schmeichler mit kokettem Lächeln ringsum gängelt?
Willst hören du das Sporenklirren und der Rösche Rauschen,
Du sehn, wie sie verliebte Blicke miteinander tauschen,
Sich leis verraten, wann und wo zum Stelldichein sie gehen,
Und frierend noch vor ihrem Haus als Einfaltspinsel stehen?
Du liebst mit Leidenschaft und kannst, was dich verzehrt, nicht stillen,
Indes sie, wie das Wetter ist, nur Launen hat und Grillen,
Sie raubt dir den gesunden Sinn und lässt dich trostlos leiden,
Doch du bewunderst sie dafür und magst sie nimmer meiden,
Wie Marmorbilder, die uns bannen, aber nicht erwärmen –
Versteh mich doch, du machst dich lächerlich mit deinem Schwärmen!
Ich träumte einst von einer Maid, die meine Sorgen teilte,
An meine Schulter angelehnt, in meiner Nähe weilte,
Von der ich wüsste, dass sie mich so voll und ganz verstünde,
Und allen Menschen unser märchenhaftes Glück verkünde.
Nun ists vorbei, nicht such ich mehr, und nur das alte Lied ertönt
Vom schmachtenden Verlangen, das die ewge Ruhe sich ersehnt.
Die Leier ist zerbrochen, schrille Harmonieen klingen,
Wie tiefversteckte Quellen, die im dunklen Forst entspringen.
Nur manchmal will ein reiner Laut noch meine Seele laben
Aus einem carmen saeculare, das ich längst begraben:
Ansonsten sind es nur Akkorde, die mich wild umdrängen,

Ein Toben und ein Lärmen pfeift und zischt in meinen Sängen,
Ein Sturm wühlt in meinem Hirn, Feuergluten mich umbranden,
Die alte Weise von der Ewigkeit, sie musste stranden...

Wo ist das Lied, das mir gesungen einst die keuschen Horen ?
Die Saite sprang, es hat der Meister den Verstand verloren !



GLOSSE

GLOSSÄ

*Zeiten kommen, Zeiten schwinden,
Alles hier ist alt und neu,
Schlechtes, Gutes zu ergründen,
Deine stete Losung sei.
Darfst nicht zagen, hoffen, bangen,
Wellenspiel hat keinen Halt,
Wills dich schmeichelnd auch umfassen,
Bleib du immer klug und kalt.*

Vieles geht an uns vorüber,
Dringt mit süßem Klang ans Ohr,
Wolltest du verweilen drüber,
Hören auf der Stimmen Chor?
Ach, du musst die Menschen lassen,
Willst dein bessres Selbst du finden,
Wenn im lauten Lärm der Gassen
Zeiten kommen, Zeiten schwinden.

Huldge nicht dem Augenblicke
Und bewahr dein kühles Denken,
Lass dich nicht zu eitler Glücke
Durch die falsche Maske lenken.
Was dich bannen will auf Erden,
Ist nur Trug und eilt vorbei,
*Dir auch wirds noch deutlich werden:
Alles hier ist alt und neu.*

Ganz genau wie im Theater
Ists im Leben: nur die Lüge
Ist der Menschen wahrer Vater,
Doch erkennst du ihre Züge.
Lass sie, was sie wollen, treiben,
Musst das Dasein überwinden,
Unnahbar und einsam bleiben,
Schlechtes, Gutes zu ergründen.

Das, was gestern noch gewesen,
Was das „Morgen“ uns beschert,
Ist auf *einem* Blatt zu lesen,
Wem zu lesen, nicht verwehrt.
Zukunft und vergangne Jahre
Sind im Heute *mit* dabei,
Ob nicht alles Trödelware,
Deine stete Losung sei.

Tier und Menschen aller Zonen
Noch die gleichen Pfade schreiten,
Lust und Leid hienieden thronen
Seit dem Urbeginn der Zeiten.
Neue Bilder und Gestalten
Vor das Rampenlicht gelangen,
Doch die Stücke sind die alten,
Darfst nicht zagen, hoffen, bangen.

Baue nicht auf das Gelingen
Deiner Pläne erdenfern,
Die Gemeinheit hemmt dein Ringen,
Schmückt dich auch der Gottheit Stern,

Aber fürchte nichts, denn viele,
Wie sie kamen, gehn auch bald,
Meng dich nicht in das Gewühle,
Wellenspiel hat keinen Halt.

Lockend mit Sirenenklängen
Wirft die Welt ihr Fangnetz aus,
Auf die Bühne dich zu drängen,
In das grosse Narrenhaus.
Schreite mutig auf dem Wege,
Den du *bisher* bist gegangen,
Weich nicht ab von deinem Stege,
Wills dich schmeichelnd auch umfängen.

Wenn sie dich verletzen wollen,
Musst du aus dem Trubel flüchten,
Darfst auch nicht den Leuten grollen,
Die auf deinen Rat verzichten,
Lass nach Herzenslust sie schwätzen,
Vorwärtskommen jung und alt,
Schenke niemand dein Ergötzen,
Bleib du immer klug und kalt.

*Bleib du immer klug und kalt,
Wills dich schmeichelnd auch umfängen,
Wellenspiel hat keinen Halt,
Darfst nicht zagen, hoffen, bangen.
Deine stete Losung sei,
Gutes, Schlechtes zu ergründen,
Alles hier ist alt und neu,
Zeiten kommen, Zeiten schwinden!*

GEBET EINES DAKEN

RUGĂCIUNEA UNUI DAC

ALS noch kein Tod da war, nicht eine Spur von Leben,
Kein Kern und Keim, den Dingen Licht und Glanz zu geben,
Das Heute selbst, das Gestern und das Morgen fehlte,
In *einem* alles wob und alles *eins* beseelte,
Sich Himmel noch und Erde, sich die Welt, die weite,
Ins wesenlose Reich der ewgen Schatten reihte,
Da warst nur Du allein, und zitternd muss ich fragen,
Wer ist der Gott, den wir im tiefsten Herzen tragen?

Schon höchstes Wesen, als die andren Geister schliefen,
Gab Sone Er den Funken, die Er rief aus Tiefen,
Verlieh den Göttern Seele und der Welt den Frieden,
In Ihm nur ist der Menschheit Glück und Heil beschieden.
Empor die Herzen! Stimmet an die frohen Sänge,
Zum Leben führt Er uns aus Nacht und Todesenge!

Die Augen gab Er mir, das Tageslicht zu schauen,
Der Seele Mitgefühl für banges Leid und Grauen,
Ich höre Seinen Schritt im Sturmgebraus und Toben,
Es klingt mir Seine Stimme wie ein Gruss von oben,
Und *dennoch* muss ich um die letzte Gnade flehen:
Lass mich, o Vater, in dem ewgen Nichts vergehen.

Verdammt sei jeder, der mir sein Erbarmen schenkte,
Gesegnet, der mich unterdrückte und bedrängte,

Erhört von Gott, der Hohn und Spott für mich nur hatte,
Auf dass sein Arm, zu töten mich, nicht feig ermatte,
Und *dem* nur soll und mag der erste Platz gehören,
Der selbst den harten Stein mir will als Kissen wehren.

Verfolgt von aller Welt, lass mich des Weges ziehen,
Bis letzte Tränenflut dem Auge will entfliehen,
Ein jeder werde mir zum Feind, der hier geboren,
Dem eignen Ich sei zornerfüllter Grimm geschworen,
Der Schmerzen Pein versteinere des Herzens Liebe,
Ein Fluch der eignen Mutter selbst in wildem Triebe,
Nur Grausamkeit will ich und schnöden Hass erwerben,
Und wunschlos dann, mein Leid vielleicht vergessend, sterben.

Als Fremder auf der Strasse will ich ehrlos enden,
Kein Pilger soll mir einen frommen Gruss dort spenden,
Doch hetzt die Hunde man auf die entseelte Hülle
Und reisst das Herz mir aus dem Leib der Menschen Wille,
Dann, Vater, lass sie alle, die mich schmähn auf Erden,
Im Lichte deines Paradieses selig werden.

Nur dann, o Vater, kann ich Dankbarkeit dir zollen
Und dir für dieses Dasein länger nicht mehr grollen,
Nicht beug ich meine Knie vor deinen Himmelsgaben,
Nur Hass und Fluch soll meine durstge* Seele laben,
In deinem Odem soll mein letzter Hauch ertrinken
Und spurlos in der Nacht der Ewigkeit versinken!



ACH, WIE VIELE HUNDERT SCHIFFE...
DINTRE SUTE DE CATARGE...

ACH, wie viele hundert Schiffe,
Die ins Meer hinausgezogen,
Scheitern dort an Felsenriffen
Durch die Winde, durch die Wogen.

Ach, wie viele Wandervögel,
Die entflattert sind geschwinde,
Müssen sterben auf dem Wege
Durch die Wogen, durch die Winde.

Fühlst du dich zu einem Traumbild,
Einem Scheinglück hingezogen,
Immer folgen sie, wie Schatten,
Dir die Winde, dir die Wogen.

Nie wirst du den Geist erfassen,
Der dein Lied umweht so linde,
Denn er flieht und wandert ewig
Durch die Wogen, durch die Winde!



DIE GLOCKE SCHLÄGT
DIE MITTERNÄCHTIGE STUNDE...
SE BATE MIEZUL NOPTI...

DIE Glocke schlägt die mitternächtige Stunde schwer und bang,
Der Traum, des Lebens Zöllner, zaudert heute gar zu lang,
Der Tod will mich auf Wegen führen, die ich oft schon ging,
Um Tod und Leben zu vergleichen in dem Weltenring,
Doch unbeweglich rastet der Gedanken träge Wage
Und bringt das Zünglein in der Mitte nicht aus seiner Lage...



WAS ICH FÜR DICH, O TEURES VATERLAND...

CE-ȚI DORESC EU ȚIE, DULCE ROMÂNIE...

Was ich für dich, o teures Vaterland Rumänien,
Ersehne, märchenhafte Heimat, die so wunderbar?
Ein Heer von Armen, die von Stahl sind, dich zu schützen,
Und eine Zukunft, die so gross ist, wie das „Gestern“ war.
Lass schäumen im Pokal den Wein, den Sorgenbrecher,
Lass trinken unsre Söhne, dass zu heiliger Glut entflammt,
Sie schirmen Fels und Grat, mag auch die Woge branden –
Dies wünsch ich dir, Rumänien, mein teures Vaterland.

Vergeltung heischend und wie Grabesnächte düster,
Des Schwertes Eisenklinge rauchend noch vom Feindesblut,
Erhebe sich ob tausendköpfiger Hydra jubelnd
Der stolze Traum von deinem sieggekrönten Heldenmut.
Das rot-gelb-blaue Banner mög es weithin tragen,
Welch hehres Volk du bist, hast du zum Kampfe dich ermannt,
Dir lodernd in der Seele Feuerflammen sprühen –
Dies wünsch ich dir, Rumänien, mein teures Vaterland.

An deinem Herde mögen Friedensengel walten
Und lächelnd auf die treue Arbeit deiner Hände sehn,
Dass selbst der Kriegeruhm, den du dir erwarbst, verblasse,
Wenn sie mit ihrem milden Schein vor deiner Türe stehn,
Dann strahle in dein reines Herz ein Zaubersegen
Und öffne dir das Himmelreich mit gnadenvoller Hand,

Den guten Geistern baust du Tempel und Altäre, –
Dies wünsch ich dir, Rumänien, mein teures Vaterland.

Was ich für dich, o teures Vaterland Rumänien,
Ersehne, Mutterherz und keusche Braut im Myrtenkranz?
Dass alle deine Kinder Eintracht nur umfasse,
Den Sternen gleich, die uns erfreun mit ihrem Flimmerglanz;
Ein ewges Leben, Ruhm, Zufriedenheit und Wonne,
Ein starkes Heer, die Seele deiner Ahnen gottgesandt,
Erfüllung deiner tausendjährigen Königsträume –
Dies wünsch ich dir, Rumänien mein teures Vaterland.!



DER ABENDSTERN

LUCEAFÄRUL.

ES war einmal, wie man erzählt –
Die Mär ist längst verklungen –
Ein Mädchen, schön und auserwählt,
Aus Fürstenstamm entsprungen.

Sie war der Eltern einzig Kind
Und trug des Adels Zeichen,
Der Gottesmutter fromm und lind
Nur konnt man sie vergleichen.

Aus stolzer Hallen dunklem Raum,
Mit leichtbeschwingten Füßen,
Lenkt sie den Schritt zum Fenstersaum,
Den Abendstern zu grüssen,

Sie folgt dem Strahl aus lichter Höh
Wohl über Meer und Lande,
Und wie er auf bewegter See
Die Schiffe führt zum Strande.

Sie sieht ihn täglich klar und mild,
Sein Schein ihr Herz verführet,
Und *er* auch wird von ihrem Bild
Gar wundersam berühret.

Gestützt die Schläfe auf den Arm,
Entfliehen ihre Träume,
Es leitet sie der Sehnsucht Harm
In jene lichten Räume.

Dort funkelt er, wie nie zuvor,
Als könnt er sie verstehen,
Wenn abends aus des Schlosses Tor
Sie tritt, um ihn zu sehen.

* *
*

Er heftet sich an ihre Spur
Mit seinem holden Schimmer,
Und zieht mit ihr durch Hof und Flur
Ins blütenweisse Zimmer.

Er gleitet an des Bettes Rand
Und senkt sich dort hernieder,
Umkost des Mädchens zarte Hand
Und ihre Augenlider.

Das Licht, das sich im Spiegel bricht,
Verklärt den Leib, den frommen,
Und ist auf ihrem Angesicht
In keuschem Glanz entglommen.

Ein Lächeln spielt um ihren Mund
Und lässt den Strahl erbeben,
Der weckt auf ihrer Seele Grund
Den schönsten Traum zum Leben.

Sie spricht im Schlaf und seufzt so schwer
In ihrem trauten Schlummer :
„O komm, Geliebter, komm doch her,
Und heile meinen Kummer !“

O steig herab in dieses Tal
Aus deinen lichten Sphären,
Mir Herz und Sinn mit deinem Strahl,
Mein Leben zu verklären“.

Er hört der Worte heisse Glut,
Und sprüht in tausend Funken,
Dann ist er in der Meeresflut
Auch jählings schon versunken.

Doch wo der Strudel niederschnellt
Und Kreise zieht im Bogen,
Da bahnt ein junger, kühner Held
Sich kraftvoll aus den Wogen.

Hält einen Stab nur in der Hand,
Geschmückt mit Blütenzweigen,
Und klimmt empor zum Fensterrand,
Der Liebsten sich zu zeigen.

Ein Prinz von Wuchs und Angesicht,
Mit goldner Haare Fülle,
Den schlanken Körper nur umflieht
Ein blaues Kleid als Hülle.

Sein Antlitz trägt des Todes Spur –
Wie fahl und bleich es schimmert !–

Ein Leichnam, dessen Auge nur
In hellem Glanze flimmert.

„Ich kam und folgte deinem Ruf
Und hab dich mir erkoren,
Der Himmel ist es, der mich schuf,
Das Meer hat mich geboren.

Aus einer Welt, die licht und rein
Stieg ich zum tiefen Grunde
Und trat in deine Kammer ein
Zum schönen Liebesbunde.

O komm mein Schatz, und lass die Welt,
Und zieh mit mir von hinnen,
Als Abendstern vom Himmelszelt
Will ich dich jetzt gewinnen.

In einem Schlosse von Krystall
Sollst du in Zukunft wohnen
Und in des Meeres weitem All
Als stolze Herrin thronen».

– „Du bist so schön und engelgleich,
Wie wirs im Traum nur sehen,
Doch kann ich nimmer in dein Reich
Mit dir, Geliebter, gehen.

Das Wort ist fremd, das mir erschallt,
Du leuchtest ohne Leben,
Mein Blut ist warm und du bist kalt,
Dein Blick macht mich erbeben“.–

* *
*

Ein Tag vergeht, ein dritter Tag,
Und auch die Nacht kommt wieder,
Der Abendstern in Feld und Hag,
Er scheint so blass hernieder.

Da schleicht sich die Erinnerung
Ins kranke Herz der Schönen,
Die Königstochter zart und jung
Ergreift ein heisses Sehnen :

„O steig herab in dieses Tal
Aus deinen lichten Sphären,
Mir Herz und Sinn mit deinem Strahl,
Mein Leben zu verklären“.

Er hört die Stimme sehnsuchtsvoll,
Sein Leid ihn fast verdunkelt,
Und all die Himmel kreisen toll,
Wo noch sein Glanz gefunktelt.

Die Luft erfüllt ein Flammenchor
Und taucht die Welt in Brände,
Und aus dem Chaos steigt empor
Ein Rittersmann behende.

Es sprüht ein Kranz in seinem Haar,
Gewebt aus tausend Sternen,
So sieht man schweben wunderbar
Ihn aus den weiten Fernen.

Aus schwarzer Hülle streben weiss,
Wie Marmor seine Arme,

Und in dem Herzen, ach, wie heiss.
Tobt es von wildem Harme.

Doch in den Augen zuckt ein Strahl
Von Sehnen und Verlangen,
Zwei Leidenschaften voller Qual
Und ungestilltem Bangen :

„Ich kam und folgte deinem Ruf
Und hab dich mir erkoren,
Die Sonne ist es, die mich schuf,
Die Nacht hat mich geboren.

O komm, mein Schatz und lass die Welt,
Und zieh mit mir von hinnen,
Als Abendstern vom Himmelszelt,
Will ich dich jetzt gewinnen.

O komm, dass ich dein Lockenhaar
Mit Strahlenkränzen schmücke,
Auf dass mich in der Sterne Schar
Dein Anblick nur beglücke”.

–„Du bist so schön, dämonengleich,
Wie wirs im Traum nur sehen,
Doch kann ich nimmer in dein Reich
Mit dir, Geliebter, gehen.

Mir ist um deine Lieb so weh
In dunkler Herzenskammer,
Und wenn ich deine Augen seh
Erfüllt mich Leid und Jammer”.

„Wie meinst du nur, wie stell ichs an,
Zu dir herabzuwallen ?
Ich bin dem Tod nicht untertan,
Doch *du* bist ihm verfallen“.

„Weiss nicht, wie man die Worte wählt,
Man mag die Rede schleifen,
Doch lass mich, was dein Mund erzählt,
Lass mich den Sinn begreifen.

Und hat sich mir dein Herz geweiht,
Dass ich dein eigen werde,
So wandle dich zur Sterblichkeit
Und steig herab zur Erde“.

„Du forderst, dass mein stolzes Sein
Ich opfern soll Almosen ?
Wohlan, ich tus für dich allein,
An deiner Brust zu kosen.

Ich will der Sünde Preis empfahn
Und neue Wege ziehen,
Um mich, Geliebte, *dir* zu nahn,
Der Ewigkeit entfliehen“.

Er riss sich los vom Himmelszelt
Und kam in diese Gründe,
Damit er hier in dieser Welt
Das Glück der Liebe finde...

* * *

Am Hof kredenzte Bier und Wein
Zu jener Zeit den Gästen
Ein Bursche, namens Katalain,
Nicht grade von den Besten.

Ein Page, der der Königin
Die Schleppe trug in Ehren,
Doch, als ein Mensch mit leichtem Sinn,
Nicht konnt den Augen wehren.

Es glühte seiner Wangen Pracht
In rosenrotem Schimmer,
Zu Katalina schlich er sacht
Ins keusche Mädchenzimmer.

Wie ist sie doch so wunderfein,
Nun will ichs endlich wagen,
Heut *muss* sie mir zu eigen sein,
Ich *kann* nicht mehr entsagen.

Er fasst sie kecklich um den Leib
Mit stürmischer Gebärde –
„Was willst du tun? Bin ich dein Weib?
Scher dich zu deinem Herde!“

„Mag länger nicht verträumt dich sehn
Durch Haus und Gärten schweben,
Sollst lächelnd durch die Sonne gehn
Und mir ein Küsschen geben.“

– „Was du begehrt, ich weiss es nicht
Und kenne nicht dein Bangen,

Zum Abendstern, dem Himmelslicht,
Nur zieht mich mein Verlangen.“

„Und kennst du nicht der Liebe Glück,
Ich wills dich gerne lehren,
Doch darfst du nicht mit bösem Blick
Mir deine Huld verwehren.

Und will mein Arm, dem Finkler gleich,
Dich fangen und bezwingen,
So mußt du mit den Armen weich
Auch *meinen* Leib umschlingen,

Und deiner Augen stiller Schein
Soll zärtlich mich umschweben,
Dann will ich mit den Händen mein
Empor zu mir dich heben.

Und strebt zu dir mein Angesicht,
So halt dein Köpfchen oben,
Dass Auge sich in Auge flicht,
Um Treue zu geloben.

Und dass der Liebe Hochgenuss
Sich vollends dir erschliesse,
Musst küssen du, dass jedem Kuss
Ein neuer Kuss entspriesse.“

Verschämt hört sie dem Jüngling zu
Und will sich ihm versagen,
Doch, aufgescheucht aus ihrer Ruh,
Wie soll sies nur ertragen?

Dann flüstert sie: „Du warst als Kind
Schon keck und ausgelassen,
Doch waren wir uns gut gesinnt
Wohl über alle Massen.

Im Osten aber blinkt ein Licht
In märchenhaftem Glanze,
Das sich um all die Wasser flicht
Zu einem bunten Kranze.

Dann wird mein Auge tränenschwer,
Mein Herz ergreift ein Weinen,
Seh ich die Wogen auf dem Meer
Sich mit dem Stern vereinen.

Er leuchtet gar so wundermild,
Mein tiefes Weh zu bannen,
Doch immer höher strebt sein Bild
Und schwebt im Raum von dannen.

Er scheidet aller Freude bar
Von dieser Erde Treiben,
Doch lieb ich ihn auch immerdar,
Ich muss ihm ferne bleiben.

Nun ist mein Tag so wüst und leer
Und ohne Licht und Sonne,
Nur wenn der Abend kommt daher,
Erscheint für mich die Wonne.”

„Du bist ein Kind, wie Kinder sind,
Drum musst du mir vertrauen

Und komm mit mir von hier geschwind,
Dass niemand uns mag schauen.

Komm in die weite Welt hinaus,
So gross und unermessen,
Dann wirst du Stern und Elternhaus
Und all dein Leid vergessen!"

* * *

Auf steiler Bahn, durch Zeit und Raum,
Der Abendstern entschwindet,
Vieltausend Jahre wie im Traum
Er spielend überwindet.

Hoch über ihm der Sonne Sitz
Und *unter* ihm der Himmel,
Erscheint er wie ein irrer Blitz
In all dem Sternengewimmel.

Und aus dem Chaos, das da gor
Und wallend ihn umkreiste,
Taucht jetzo Welt um Welt empor,
Wie einst vom Schöpfergeiste.

Es rauscht um ihn und glüht und sprüht,
Ein Meer von Licht und Funken,
Er aber – sehnsuchtskrank – entflieht,
Bis alles rings versunken.

Sein Ziel und Weg sind grenzenlos,
Kein Auge kann es sehen,
Und selbst die Zeit aus dunklem Schoss
Hört auf hier zu entstehen.

Hier herrscht das Nichts, und es beschleicht
Ihn brünstig ein Verlangen,
Das, abgrundtief, dem Auge gleicht,
Das ewge Nacht umfange :

„O Schöpfer Du, nimm ab von mir
Die Last der grauen Zeiten,
Du sollst gepriesen sein dafür
Im Reich der Seligkeiten.

Befrei mich doch aus all der Not
Und lass mein Schicksal enden,
Du trägst, o Gott, Geburt und Tod
In deinen heiligen Händen.

Ich mag nicht mehr unsterblich sein,
Nimm mir die Glut im Blicke,
Will eine Stunde mich nur weihn
Verklärtem Liebesglücke.

Aus Finsternis zum Tag erwacht
Und aus dem Tod geboren,
Schenk wieder mir die dunkle Nacht,
Aus der du mich erkoren”.

„Hyperion, der aus dem Ur
Du tratetest in das Leben,
Nicht fordre Wunder der Natur,
Die sich noch nie begeben.

Du möchtest wohl nach deiner Wahl
Als Mensch zur Erde nieder ?

Sieh, wie sie sterben allzumal
Und endlos kommen wieder.

Sie bauen Pläne für den Wind,
Die mit dem Wind verwehen,
Wie Welle, die in Welle rinnt
Im Auf-und Niedergehen.

Sie suchen ihres Glückes Traum
In Sternen zu erklären,
Doch ewig fremd sind Zeit und Raum,
Der Tod selbst unsren Sphären.

Dem Schoss des Gestern kühn entsprang,
Was heute lebt und schwindet,
Die Sonne, die am Himmel sank,
Die *nächste* Sonne zündet.

Und wenn sie noch so gleisst und loht,
Bedroht sie das Vergehen,
Denn alles wächst nur für den Tod
Und stirbt, um zu erstehen.

Doch *du*, Hyperion, du bleib,
Denn immer wirst du gelten,
Aus reinstem Urstoff ist dein Leib,
Ein Wunder aller Welten.

Soll Kraft ich deiner Stimme leihn,
Ihr süssen Sang bescheren ?
Damit sie banne Berg und Hain,
Die Inseln in den Meeren ?

Willst du Gewalt und Macht empfahn,
Zu üben sie auf Erden ?
Dann sei die Welt dir untertan,
Und *du* sollst Herrscher werden.

Auch Schiffe und ein stolzes Heer
Mag ich dir gerne geben,
Durchstreifen sollst du Land und Meer,
Doch *ewig* sollst du leben !

Für wen erstrebst du denn den Tod?
Kehr um, dich selbst zu prüfen,
Was deiner harrt, was dich bedroht,
In jenen dunklen Tiefen“.

* * *

An seinem alten Platz erglänzt
Hyperion nun wieder,
Von tausend Sternen lichtumkränzt
Scheint er wie gestern nieder.

Denn Abend ists und auch die Nacht
Will ihre Flügel schwingen,
Der Mond erglüht in hehrer Pracht
Ob tausend Wasserringen,

Erfüllt mit Strahlen wunderbar
Ringsum die stillen Räume,
Vertraulich sitzt ein Liebespaar
Im Duft der Lindenbäume :

„O lass mein Haupt in deinen Schoss,
Geliebtes Wesen, sinken,

Und mich ein Glück, das namenlos,
Aus deinem Auge trinken.

Durchdringe mich mit seinem Strahl,
Dass Ruhe mich erfülle
Und meines Leidens tiefe Qual
Sein sanfter Schimmer stille.

O weil auf mir mit deinem Blick,
Zu lindern meine Tränen,
Du bist mein erstes Liebesglück
Und auch mein letztes Sehnen”.

Von oben spähte todesbang
Hyperion zur Erde,
Wie sich das Pärchen heiss umschlang
Mit schmachtender Gebärde.

Der duftgen Blüten Silberpracht
Senkt sich auf ihre Locken
Und fällt auf sie herab so sacht,
Wie wunderweiche Flocken.

Und liebestrunken sieht empor
Sie nun zum Abendsterne,
Sie flüstert leise: „Komm hervor
Aus deiner kalten Ferne.

O steig herab in dieses Tal
Aus deinen lichten Sphären,
Mir Herz und Sinn mit deinem Strahl,
Mein Glück mir zu verklären“...

Er glitzert, wie zu jener Zeit,
Am dunklen Himmelsbogen,
Und folgt der stillen Einsamkeit
Der blauen Meereswogen.

Doch stürzt er nicht, in Liebe blind,
Jetzt von der Himmelsleiter :
„Ob *ich* es sei, obs *andre* sind
Was kümmerts dich denn weiter ?

So treibt es nur, wies euch gefällt,
Und lasst euch ruhig narren,
Unsterblich will in meiner Welt
Ich für und für beharren.!”



WAS LIEBE HEISST...

CE E AMORUL

WAS Liebe heisst? Ein langer Trug
Der bangen Qual im Herzen,
Und Tränen hast du nie genug,
Zu lindern deine Schmerzen.

Aus ihrem Aug ein einzger Blick –
Und zögst du weit von dannen –
Er heftet sich an dein Geschick,
Kannst nimmermehr ihn bannen.

Und wenn sie dich in stiller Stund
Erst grüsst an dunkler Pforte,
Du leise stammelst Mund an Mund
Die ersten Liebesworte,

Dann schwinden Erd und Himmel hin,
Dein Herz will stürmisch schlagen,
Und kaum verständlich ist der Sinn
Von dem, was Seufzer sagen.

Du denkst noch viele Wochen lang,
Wie ihr gewandelt beide,
An ihren Schritt, den Druck der Hand,
Der Wimpern zarte Seide.

Sie folgen dir als helles Licht,
Wie Mond und Frühlingssonne,
Und lassen auch im Traum dich nicht,
Und beun dir ihre Wonne.

Denn Menschenschicksal ringt und bangt
Mit Sehnsucht stets im Bunde,
Die dich wie Schlinggewächs umrankt
Im tiefen Wassergrunde!



E I N S A M K E I T

S I N G U R Ä T A T E

SITZ an meinem Tannentische
Bei verhängter Fenster Schein,
Leise glüht im Ofen Feuer
Und ich schaue sinnend drein.

Süsse Bilder ziehn vorüber,
Wecken der Erinnerung Traum,
Heimlich, wie Gezirp der Grillen
In der Häuser dunklem Raum.

Breiten langsam ihre Flügel
Aus ob meiner Seele Welt,
Wie das Wachslicht schwer in Tropfen
Zu den Füßen Christi fällt.

Spinnewebe ziert die Stube,
Schleicht in Eck und Winkel ein,
Und verstohlen huschen Mäuse
Durch den offenen Bücherschrein.

Und in diesem stillen Frieden
Blick ich stumm zur Deckenwand,
Horche, wie die kleinen Diebe
Mir zernagen Band um Band.

Ach, wie oft ich schon die Leier
An den Nagel hängen wollt,
Dass mein Dichten und mein Elend
Doch ein Ende nehmen sollt.

Aber hör ich dann das Zirpen
Und das Rascheln früh und spät,
Grüsst mich wieder meine Schwermut
Und ein neues Lied entsteht.

Weil ich dann noch hin und wieder
Abends in dem Zimmer hier,
Will das Herz mir freudig pochen,
Klinkt es heimlich an der Tür:

Sie ists, und die leere Stube
Scheint mit lichtem Glanz erfüllt,
Und aus nächtlich dunklem Rahmen
Strahlt sie wie ein Himmelsbild,

Und ich bange, wie so flüchtig
Doch das Glück auf diesem Rund,
Während wir noch flüsternd kosen,
Hand in Hand und Mund an Mund...



ALLEIN UND FERN VON DIR...

DEPARTE SUNT DE TINE...

ALLEIN und fern von dir, sinn ich im Traum zurück
Und denke grübelnd an mein längst verlorne Glück,
Mir ists, als ob gelebt ich hätt schon hundert Jahr,
Als wär ich eisgrau und du lägest auf der Bahr.

Erinnerungen senken sich auf mich herab
Und wecken die Vergangenheit aus ihrem Grab,
Mit hartem Finger pocht ans Fenster mein der Wind,
Der seine alten Lieder von der Wehmut spinnt.

Dann seh ich wie im Nebel deine Huldgestalt,
Den tränenfeuchten Blick, die Händchen klein und kalt,
Und fühle dann, als ob ich dich umschlungen hielt,
Als ob ich hörte deine Stimme weich und mild...

Ein Hort von Glück und Lieb sich drängt in meine Brust
Und unser Elend eint sich in der Küsse Lust...
O Traum von gestern, schwinde hin auf immerdar,
Vergessen sei, dass ich ein Weilchen glücklich war,

Und dass ich dich gehalten in den Armen mein,
Ich werde alt und grau, und du gestorben sein !



ALLE VÖGLEIN IN DEM WALDE
LA MIJLOC DE CODRU DES...

ALLE Vöglein in dem Walde,
Aus dem Haselnussgesträuch,
Ziehn zur Lichtung an der Halde
In dem grossen Waldbereich,
Wo des Teiches helle Flut
In dem grünen Tale ruht,
Sich im Schilf das Wasser schaukelt,
Mond und Sonne darin gaukelt,
Und die Vöglein aus der Ferne
Und die vielen tausend Sterne
Und der Schwalben muntre Schar
Und der Liebsten Augenpaär...



TRENNUNG

DESPÄRTIRE

·EIN Angebind von dir, mein Kind ? Lass mich darüber schweigen,
Dich selbst begehrt ich wohl, doch bist du längst nicht mehr dein eigen,
Nicht mag die welke Blume ich aus deinem blonden Haar,
Nur des Vergessens Lethetrank bring mir zum Abschied dar.

Warum denn will um das verlorne Glück das Schmerz-empfinden
Nicht allemal auch selbst in Nacht und Dunkelheit entswinden ?
Stets neue Wellen sind es, die an Baches Ufer spülen,
Warum denn müssen wir dann noch das Leid im Herzen fühlen ?
Ist unser Leben nur das Schattenbild von einem Traum,
Der Traum nur eines Schattenbilds in diesem Weltenraum ?
Warum dann all die Sorge um die Tage, die noch kommen ?
Das Grübeln um entschwundne Jahre, *wem* zu Nutz und Frommen ?
Es bleibt sich gleich, wann immer mich des Todes Sense mäht,
Wenn im Gedenken aller jede Spur von mir verweht,
Du später einmal längst vergessen hast der Liebe Glück,
Das uns gemeinsam hat gewährt ein gütiges Geschick.
Lass mich in tiefste Finsternis, in Nacht und Tod vergehen,
Als wären wir uns fremd, als hätten wir uns nie gesehen,
Als wären all die Jahre stolzer Sehnsucht leerer Schein,
Ach, kannst du mir, dass ich dich gar so heiss geliebt, verzeihn ?
Lasst liegen mich zur Wand gekehrt, von niemandem erkannt,
Mit starrem Blick, des Auges Licht in Dunkelheit gebannt,
Wenn einst die Welten jählings in den Abgrund stürzen werden,
Wer kennt mich dann noch hier, weiss meine Herkunft noch auf Erden ?

Durch düstre Mauern mögen dumpfe Klagelieder schallen
Und als Gebet für meine ewge Ruh gen Himmel wallen,
Doch nähert sich mir irgend eine Seele fromm und leise,
So geb sie mir zum Abschied *deinen* Namen auf die Reise,
Dann werft den Leichnam an den Wegrand, Mensch und Tier zur Beute,
Noch immer besser ist für mich, als diese Qual von heute ;
Aus weiter Ferne zieht daher ein dunkler Schwarm von Krähen,
Den Himmel über mir mit schwarzen Schatten zu bewehen,
Erhebt sich sturmbeflügelt ein Orkan aus tiefsten Gründen,
Die Asche fällt zu Staub, die Seele wird zuteil den Winden...

Du aber stehst, dem Ostermonat gleich, in voller Blüte
Mit deinen feuchtumflorten Augen und der frommen Güte,
Ein grosses Kind noch, aller Erdenkinder höchster Preis,
Das *nichts* mehr – wie ich selbst – von mir und unsrer Liebe weiss !



DAS „MORGEN“ DEINE TAGE MEHRT...
CU MÎNE ZILELE'ŢI ADAOGI

DAS „Morgen“ deine Tage mehrt,
Das „Gestern“ kürzt dein Leben,
Und dennoch wird in Ewigkeit
Das „Heute“ vor dir schweben.

Es kommt und flieht die Zeit dahin
In unbegrenztem Wandern,
Kaum, dass uns noch die Sonne scheint,
Erstrahlt sie schon den andern.

Dünkt dir auch jede Welle neu,
Die Tiefe bleibt dieselbe,
Und Herbst um Herbst fällt immerdar
Das gleiche Laub, das gelbe.

Vor unsren Nächten taucht empor
Des goldnen Frührots Helle,
Und selbst des Todes Truggestalt
Ist *neuen* Lebens Quelle.

Es lässt der flüchtige Augenblick
Die Wahrheit uns begreifen,
Dass er die Ewigkeit umspannt,
Die Welten ihn umschweifen.

So rauscht auch dieses Jahr dahin,
Um in das Nichts zu sinken,
Du nur bewahrst dir für und für
Der Seele goldnes Blinken.

Das „Morgen“ deine Tage mehrt,
Das „Gestern“ kürzt dein Leben,
Und dennoch wird in Ewigkeit
Das „Heute“ vor dir schweben.

Denn sieh, der Bilder bunte Reih,
Die wechsellvollen Lose,
Sie ruhn seit Urbeginn der Zeit
Nur in der Allmacht Schosse!



DER STERN

LA STEAUA

ZUM Stern, der einst emporgetaucht,
Wie ist der Weg entrückt,
Wie hat er Jahre doch gebraucht,
Bis wir ihn hier erblickt.

Vielleicht erlosch sein goldner Strahl
Schon längst am Aufgangsort
Und leuchtet noch im Erdental
Jetzt eine Weile fort.

Das Sterngebild, das dort entschwand,
Beginnt hier seinen Lauf
Und war schon, eh wirs noch gekannt,
Und lebt nun wieder auf.

Genau, wie wenn die Sehnsucht stirbt
In dunkler Mitternacht
Und uns der Liebe Schein umwirbt,
Der tief im Herzen wacht!



WAS KOMMST DU NICHT?...

DE CE NU-MI VII?

DIE Schwalben nach dem Süden ziehn,
Die Blätter von den Bäumen fliehn,
Die Reben deckt des Frostes Schicht,
Was kommst du nicht, was kommst du nicht?

Ich nehm dich auf in meinen Arm,
Da schwindet all mein Leid und Harm,
Ich leg mein Haupt in süsßer Lust
An deine Brust, an deine Brust.

Gedenkst du noch der trauten Zeit,
Als wir gewandelt hier zu zweit,
Ich dich geführt ob Fluss und Tal
So manchesmal, so manchesmal?

Es gibt zwar Frauen lieb und wert,
Ihr Auge unser Herz verzehrt,
Doch sind sie auch der Menschheit Zier,
Gleicht keine dir, gleicht keine dir.

Du machst die Seele mir so froh,
Dass all mein Schmerz und Kummer floh,

Kein Stern erstrahlt, wie du so rein,
Geliebte mein, Geliebte mein.

Des Herbstes Tage sind schon spät,
Der Bäume letztes Laub verweht,
Ein Trauerflor die Welt umflicht,
Was kommst du nicht, was kommst du nicht ?



IN DEMSELBEN KLEINEN GÄSSCHEN...

PE ACEIAȘ ULICIOARĂ

IN demselben kleinen Gässchen
Noch der Mond durchs Fenster bricht,
Dich nur hinter Gitterscheiben
Sieht mein Blick, Geliebte, nicht.

Noch dieselben Bäume sind es,
Die in Blüte stehn im Mai,
Nur die längst entschwundenen Stunden
Sind für immerdar vorbei.

Anders scheint jetzt deine Seele,
Anders auch dein Aug zu sein,
Ich nur wandle noch die Wege,
Die wir gingen einst zu zwein.

Ach, wie kamst du zarten Schrittes
Damals langsam auf mich zu,
Und wie warst du doch bezaubernd
In des dunklen Haines Ruh.

Hielt dich an der Brust geborgen
Und die Welt versank im Traum,
Und wir sagten uns so vieles,
Wo wir doch gesprochen kaum.

Fiel dann dennoch eine Frage,
War das Küssen gleich dabei,
Alles andre, was sich zutrug,
Schien uns gänzlich einerlei.

Ach, ich konnte ja nicht ahnen,
Wie das Glück im Sand zerrinnt,
Und dass Weiberschwüre eitel,
Nichts als leere Worte sind.

Mit dem Vorhang spielt ein Lüftchen
Heute noch, wie dazumal,
Dich nur seh ich nicht dahinter,
Liebste meiner Herzensqual!



DER SEE

LACUL

AUF des Waldteichs blauer Fläche
Gelbe Wasserrosen gaukeln,
Weisse Kreise ziehn die Wellen,
Sprühend einen Kahn zu schaukeln.

Und ich schreite hin am Ufer,
Harrend, ob sie nicht schon käme,
Sich erhöbe aus dem Schilfgras,
Dass ich sie zu eigen nähme,

Dass, in holdem Traum befangen,
Wir ins kleine Boot uns schwingen,
Steuerlos und ohne Ruder
In den weiten See zu dringen,

Dass wir in des Mondes Zauber
Einsam auf den Wassern schweben,
Und die Wellen leis erzittern
Und im Wind die Rohre beben.

Aber, ach, sie mag nicht kommen,
Und vergebens will ich bleiben –
Auf des Waldteichs blauer Fläche
Gelbe Wasserrosen treiben...



WALD, WAS WIEGST DU DEINE KRONE? CE TE LEGENI?

WALD, was wiegst du deine Krone?
Nicht ein Lüftchen will sich rühren,
Nicht ein Windhauch ist zu spüren.

Ach, was sollt ich mich nicht schaukeln,
Wenn der Tod mich will umgaukeln?
Kurze Tage, lange Nächte,
Bald verblühn des Sommers Prächte,
Sturm zerzaust mein grünes Haar
Und verscheucht der Sängers Schar,
Frost und Wetter mich umfängen
Und der Winter kommt gegangen,
Warum sollt ich nicht verblühn,
Wenn die Vöglein weiterziehn?

Hoch am Himmel, ob den Zweigen,
Eilt der Schwalben froher Reigen,
Nimmt mein Glück und meine Träume
Mit in jene lichten Räume.
Zug um Zug im Aether schwindet,
Bis der Sonne Strahl erblindet,
Und entflieht ob Tal und Hügeln
Mit beschwingten Flatterflügeln,

Lässt mich, sonder Schmuck und Zier,
Einsam und werwaist dahier –
Drum, mit meinem Schmerz allein,
Wieg ich mich in Schlummer ein!



WIEDERSEHEN

REVEDERE

○ Wald, o Wäldchen, traut und klein,
Was tust du noch feins Liebchen mein?
Wie sind doch Jahre hingeschwunden,
Bis ich zurück zu dir gefunden,
Wie hat in dieser langen Zeit
Mich doch geführt der Weg so weit.

„Ich tue nur, was stets ich tat,
Wenn Winterschnee bedeckt den Pfad,
Dann lausch ich bang dem Sturmeswetter,
Das mir zerpfückt den Schmuck der Blätter,
Den Quell verdeckt, den Steg vereist,
Die Lieder selbst verstummen heisst.“

„Im Sommer neigt mein grünes Ohr
Sich immer noch der Mädchen Chor,
Den süßen Weisen, die sie singen,
Wenn Wasser sie vom Brunnen bringen,
Auf Wegen, die auf Gottes Ruf
Ich freundlich all den Menschen schuf.“

○ Wald mit deinem Bächlein klar,
Es kommt und schwindet Jahr um Jahr,
Doch du bleibst jung, du trotzst den Zeiten
Und wächst hinein in Ewigkeiten.

„Was ficht mich Tod an und Vergehn,
So lang die Sterne leuchtend stehn,

Ob Sonnenschein, ob böses Wetter,
Es braust der Wind durch meine Blätter,
Ob trüb, ob licht der Himmelsdom,
Es singt sein Lied der Donaustrom,
Und nur der Mensch in seiner Qual
Irrt unsted durch dies Jammertal.“

„Nur wir allein sind festgebannt
Und wurzeln tief im Erdenland,
Das Meer, der Fluss, der Bach, die Seen,
Wir bleiben ewiglich bestehn,
Die Sonne mit den Strahlen hell,
Der dunkle Hain mit seinem Quell!“



DIANA

DIANA

WAS suchst du wohl im Mondenscheine,
Der silbern auf der Quelle liegt,
Wo fröhlich zwitschernd sich im Haine
Der Vöglein Schar im Aste wiegt?
Vernimmst du nicht der Blätter Rauschen,
Als ob da spräch ein Menschenmund,
Der neckend Küsse wollte tauschen
Und täte seine Liebe kund?

In welchem Spiegel magst ergründen
Du hier das ewig alte Spiel,
Wo Well um Welle will entschwinden
Nach einem unbekanntem Ziel?
In neuem Grün die Wälder reifen,
Der Lenz zieht seine Kleider an,
Und *du* nur willst ins Weite schweifen,
Wies einst Endymion getan?

Was lässt die Einsamkeit dich suchen?
Was treibt dich hin zu Quell und Stein?
Was lauschest du dem Sang der Buchen
Und schläfst auf grünem Teppich ein?
Was lockt dich, in den Dämmergluten
Zu harren auf die Zauberfee,

Ob nicht aus kalten Wasserfluten
Sie taucht empor aus dunklem See?

Siehst du, jetzt hebt sich aus den Zweigen,
Wie blütenweisse Geisterhand,
Ein schlankes Mädchen will sich zeigen,
Den goldnen Bogen schon gespannt.
Sie zieht zur Jagd auf lichten Spuren
Und schwindet hin im Augenblick
Und lässt in Wald-und Wiesenfluren
Nur einen Hauch von Glanz zurück!



MÜDE VÖGLEIN

SOMNOROASE PĂSĂRELE

MÜDE Vöglein schläfrig neigen
Sich zum Schlummer leis und sacht,
Träumen in den grünen Zweigen –
Gute Nacht!

Stiller auch die Quellen rauschen
Und es ruht der dunkle Hain,
Selbst die Blumen heimlich lauschen –
Schlaf nun ein!

Auf dem Teich sich Schwäne wiegen,
Bergen sich im Schilf zur Ruh,
Mögen Englein bei dir liegen –
Träum auch du!

Durch den stillen Zauberfrieden
Bricht des Mondes Silberpracht,
Alles scheint verklärt hienieden –
Gute Nacht!



UND WENN AUCH JAHR UM JAHR ENTSCHWINDEN...

DE-AR TRECE ANII...

UND wenn auch Jahr um Jahr entschwinden,
Lieb ich sie sonder Ziel und Mass,
Denn immer muss in ihr ich finden
Ein „Weiss nicht wie“ und „Weiss nicht was“.

Wars ein Bezaubern, ein Berücken,
Das mir ihr Anblick einst verlieh?
Ein Weib ist sie in allen Stücken
Und anders doch, ich weiss nicht wie,

Sie wird mir ewig heilig bleiben,
Ob sie nun schweigt, ob sie nun spricht,
Ihr ganzes Tun, ihr heimlich Treiben
Sie wie ein „Weiss nicht was“ umflieht.

Gefangen drum von ihrem Wesen
Ich stillbeglückt des Weges zieh,
Stets werd in ihrem Aug ich lesen
Ein „Weiss nicht was“ und „Weiss nicht wie“.



UND SCHLÄGT EIN ZWEIG ANS
FENSTER MEIN...

ȘI DACĂ...

UND schlägt ein Zweig ans Fenster mein
Und rauscht es in den Bäumen,
So ist es mir, als dächt ich dein
Und zög zu dir in Träumen.

Und blinkts wie Sternenglanz im See
Und leuchtets bis zum Grunde,
So schwindet all mein tiefes Weh
Und heilt des Herzens Wunde.

Und eilt der Wolken Zug dahin,
Durchglüht vom Mondesschimmer,
Muss denken ich in meinem Sinn
An dich, an dich nur immer!



OB DEN BERGEN

PESTE VÂRFURI

OB den Bergen zieht der Mond hin,
Sachte rauscht das Laub im Wald,
Aus der Erlen dunklen Zweigen
Wehmutsvoll ein Horn erschallt.

Immer weiter, immer weiter,
Bis es leis und leiser klingt,
Und wie banges Todesahnen
Mir der Seele Frieden bringt.

Weshalb schweigst du, wenn verzaubert
All mein Sein zu dir entflieht?
Wird mir jemals noch ertönen,
Süßes Horn, dein trautes Lied?



EIN LETZTER WUNSCH MICH
NOCH BESEELT...
MAI AM UN SINGUR DOR...

EIN letzter Wunsch mich noch beseelt:
Am Meeresstrand zu sterben,
Wenn Licht und Schatten sich vermählt,
Will sich der Tag entfärben.
Auch sei mein Schlummer leis und sacht,
Der dunkle Wald nicht ferne,
Und heiter strahle durch die Nacht
Das Heer der tausend Sterne.
Mag nicht in reichem Totenschrein
Im Fackellicht mich zeigen,
Hüllt mich in weiches Lager ein
Aus jungen Blütenzweigen.

Soll niemand mir zu Häupten stehn
Und meinen Tod beklagen,
Im Herbst nur soll es flüsternd wehn,
Wo welke Blätter ragen.
Dort, wo die Quelle sonder Rast
Ihr Wasserlein lässt fließen
Und durch der Tannen Laub und Ast
Die Mondesstrahlen grüssen,
Im Abendwind Kuhglockenklang
Zieht heimwärts durch die Lüfte,
Dann wehn ob mir in heiligem Drang
Der Lindenbäume Däfte.

Hier fand der Pilger süsse Ruh
Nach all des Lebens Schmerzen,
Und weicher Schnee deckt milde zu
Erinnerung im Herzen.
Die Sterne blinken traut und klar
Hervor aus dunklen Hainen,
Wie Lächeln aus der Freunde Schar
Will mir ihr Gruss erscheinen.
Es tobt von wildem Erdenleid
Der Sturm im kalten Norden,
Indes in meiner Einsamkeit
Ich Asche bin geworden !



O, BLEIBE DOCH...

O RĂMĂI...

„O, bleibe doch, o bleib bei mir,
Der ich dich gar so liebe,
Kein anderer ist, der dich versteht,
Und deines Herzens Triebe“.

„Kein anderer mag so sehr wie du
Als Königssohn mir taugen,
Der tief hinein ins Wasser schaut
Mit dunklen Sehnsuchtsaugen.“

„Dort lass ich durch der Wogen Braus
Und durch die dunklen Föhren,
Dich insgeheim der Hirsche Spur,
Den Tritt der Rehe hören.“

„Du stehst am Ufer weltentrückt,
Willst du den Fuss dir netzen,
Und stammelst Worte wundermild
In heiligem Ergötzen.“

„Und blickst du in des Mondes Glanz,
In unbegrenzte Weite,
Entflieh die Jahre dir im Nu,
Währt ewig dir das Heute...“



So sprach der Wald und wollte mich
Mit seinen Märchen bannen,
Doch liess ich lachend ihn allein
Und eilte rasch von dannen.

Wollt reuevoll ich jetzt zurück,
Wie könnt ich ihm noch lauschen –
O, Kinderzeit, wo bist du hin,
Mit deinem Waldesrauschen?



SOOFT ICH, LIEBSTE...
DE CÂTE ORI, IUBITO...

SOOFT ich, Liebste, denk an uns und unser Sehnen,
Will endlos sich vor meinem Aug das Eismeer dehnen,
Am weiten Firmament erglänzt auch nicht ein letzter Stern
Und nur als blasser Fleck erstrahlt der Mond am Himmel fern.
Ob tausend Schollen, die die Wogen kühn umdrängen,
Lässt nur ein müder Vogel seine Schwingen hängen,
Indes sein Pärchen ihm schon längst vorausgezogen,
Mit einem andren Zug gen Süden ist geflogen.
Er blickt ihm schmerzlich nach, fühlt keine Lust, kein Weh,
Und scheidet lautlos in der Welt von Eis und Schnee,
Ein letztesmal zurück noch schauend wie im Traum...

Nun kommen wir uns immer ferner, sehn uns kaum,
Und, immer einsamer, will mich der Tod umhegen,
Du, aber, Liebste, ziehst dem Morgenrot entgegen!

M O R T U A E S T !

VERGLIMMENDE Lichter an taufrischen Grüften,
Verhallendes Läuten ob Gräbern und Triften,
Ein Traum, den nur bittere Wehmut umfängt,
So hat man dich tief in die Erde gesenkt.

Du eilst von dannen, als leuchtend am Himmel
Erglänzte der Sterne vielbuntes Gewimmel,
Die Wolken sich bauten zum Demantpalast,
Durchwirkt von des Mondes silbernem Glast.

Ich seh dich emporziehn im hellen Gewande,
Mit schimmernden Flügeln, in himmlische Lande,
Das Antlitz so wächsern, das Auge so leer,
Umhüllt von der Sonne umglutetem Meer.

Das Kreuz auf der Brust in den schneeweissen Händen,
Ein Lied und ein Lichtstrahl den Abschied dir spenden,
Am Spinnrad der Zeit, wenn der Faden entrollt,
Wogt Silber im Meer, in den Lüften das Gold.

Ich seh deine Seele im Aether entschweben,
Und seh auch den modernden Körper daneben,
In Leichengewändern, in düsterer Truh,
Dein Lächeln verklärt nur die lautlose Ruh.

Von Zweifeln verwundet, bedrängt mich die Frage,
Was musstest du sterben am morgenden Tage,
Du warst ja so jung noch, und warst ja so schön,
Verlischt nun ein Lichtstrahl in ewigen Höhn?

Doch gibt es vielleicht in den himmlischen Fernen
Gar prächtige Hallen, erbauet aus Sternen,
Mit goldenen Flüssen und silbernen Brücken,
Mit singenden Blumen, die Ufer zu schmücken.

Inmitten der Schönheit, mit Augen, den klaren,
Erscheinst du als Göttin den englischen Scharen,
In blauer Umhüllung aus güldenem Lein,
Mit Lorbeer umwoben die Stirne so rein.

Der Tod ist ein Chaos, ein Meer von Gestirnen,
Das Leben ein Traumbild aus kranken Gehirnen,
Der Tod ist ein Ewges, von Sonnen umglüht,
Das Leben ein hässlich verklingendes Lied.

Doch *kann* auch...! Mein Kopf will den Dienst mir versagen,
Wie soll ich die guten Gedanken nur tragen?
Wenn Sterne versinken und Sonnen vergehn,
Was kann dann noch weiter im Weltall bestehn?

In gärendes Nichts, in das Dunkel getrieben,
Wird dereinst das Himmelsgewölbe zerstieben,
Der leuchtende Morgen, der Finsternis Nacht,
Sie werden dem Orkus zum Opfer gebracht.

Wenn also dem *so* ist, wirst nimmer du kehren,
Der Schlaf deiner Seele wird ewiglich wahren,

Dann ist deine Stimme für immer verhallt,
Dann war dieser Engel nur flüchtige Gestalt.

Doch bist du auch Asche, so leg ich die Leier
Zu Füßen dir, Liebste, die einst mir so teuer,
Beklag nicht dein Scheiden und preise den Strahl,
Der gleissend entronnen dem irdischen Tal.

Ob Sein oder Nichtsein der bessere Teil ist,
Wer mag es denn wissen, doch sicher ein Heil ist,
Nicht Schmerz zu empfinden, denn Schmerzen und Pein
Muss *der* nur erdulden, der tätig im Sein.

Das Sein ist nur Narrheit, geschaffen für Toren,
Es täuschen dich Augen, es täuschen dich Ohren,
Was gestern gegolten, ist heute zerschellt,
Ein lichtloser Schemen aus feindlicher Welt.

Es jagen der Träume einander so viel,
Das offene Grab nur setzt ihnen ein Ziel,
Das Denken verwirrt mich und macht mich wie toll,
Weiss nicht, ob ich weinen, ob lachen ich soll.

Wo steckt der vernünftige Grund in den Dingen?
Was musste dem Tod die Vernichtung gelingen?
Liegt *Zweck* in dem Dasein? Dein Leben zerrann,
Noch kaum, dass dein goldener Frühling begann.

Wo ist hier ein Sinn noch? Wer mag ihn erfassen?
Umsonst suchst du Gott auf der Stirne, der blossen!



DELILA

DALILA

VON Simsons Ehefrau, die heimlich ihrem Mann die Haare schor,
Auf dass er über Nacht die altbewährte Kraft verlor,
Ihn alsdann seine Feinde fesseln konnten ohne Scheu,
Berichtet uns die Bibel als ein Beispiel für die Weibertreu.
O Jüngling, der im Mondschein du nach einer Schönen schmachtest,
In heisser Glut und Leidenschaft sie zu besitzen trachtest,
O denke dran, bist du zu einer Frau in Lieb entbrannt,
Die Kleider, die sie trägt, sind lang, doch kurz ist ihr Verstand.
Der Zauber eines Sommertraums, der nur in *dir* erwacht,
Hat dich berauscht, doch frag auch sie, was sie dabei gedacht,
Denn hebt dein Herz sich in dem heiligen Rhythmus einer Ode,
Wird sie von Bändern dir erzählen und der neusten Mode,
Und lehnt sie auch kokett ihr Lockenhaupt an deine Brust,
Vergiss doch nie, dass du dich *Delilas* erinnern musst.
Sie ist zwar schön und strahlend, wie die Sonne, die durchs Fenster bricht,
Und wenn sie schelmisch lacht, hat sie auch Zaubergrübchen im Gesicht,
Ganz kleine Grübchen, die sie schmücken als besondere Zier,
Dort in der Wange, an den Fingern ihrer Händchen hier.
Nicht gar zu klein, auch nicht zu gross, nicht gar zu schlank, und nicht zu voll,
Ist sie ein Meisterwerk, von Gott gebaut, wie sie gebaut sein soll,
Was immer sie auch sagen mag, was immer sie auch tut,
Was immer sie auch unterfängt, es steht ihr alles gut.
Als ob sie dächte an ein Lied, träumt sie versonnen still
Und tut verdrossen, während sie doch nur geküsst sein will.
Sie stellt sich auf die Zehen, deine Lippen zu erreichen,

Dich durchzuglühn mit dem Feuerstrom, dem ewig gleichen,
Dem seelenvollen Kuss, der dich beglückt und hält im Bann,
Und den nur eine Frau als Unterpfand dir bieten kann.
Du jubelst, wenn du Rosen siehst auf ihrem Antlitz blühn,
Und dienst als Page ihr, die dir erscheint als Königin,
Tief blickst du ihr ins Aug, als fändest du nur dort die Lehre,
Wie hoch des Lebens und des Todes Preis zu schätzen wäre,
Verführt vom Scheingebild der Liebe, die dich lockt und höhnet,
Siehst du die *Herrin* nur in ihr, die deine Träume krönet,
Dünkt sie dir schöner noch, hängt an den Wimpern ihr die Träne,
Als die dem Meer entstiegne Venus Anadyomene,
Dann wirst du, Zeit und Raum vergessend, deinem Los dich fügen,
Und wehrlos den Dämonen ihres Leibes unterliegen...

O welch ein Trug! Begreife doch, dass jeder ihrer Blicke,
Die Art, wie sie sich gibt, ihr Lächeln eitel ist und Tücke,
Die Schönheit, die sie ausstrahlt, keinen andren Zweck erfüllt,
Als dir die Seele zu verderben, die so rein und mild.
Vergebens stimmst du an die Leier mit den sieben Saiten,
Dass Klag-Akkorde und Kadenzen deinen Schmerz begleiten,
Vergebens auch in deinem Auge tausend Märchen sprühen,
Dem Winter gleich, der an den Fenstern Blumen lässt erblühen,
Wenn es im Herzen lenzt; vergebens auch erscheint dein Sehnen,
Ihr Haupt zu segnen, es zu weihn mit deinen warmen Tränen,
Sie wird es nie verstehn, dass nicht das eigne Ich in dir,
Dass sie ein *Dämon* nur besitzen will in heisser Gier,
Der teuflisch lacht und weint mit dir, nach ihr allein nur strebt,
Sich selbst zu finden, wenn er qualvoll sich zu ihr erhebt,
Er müht sich, einem Bildner gleich, der seiner Hände ward beraubt,
Dem Meister ähnlich, der im stolzen Schaffensdrang ertaubt,
Und, eh er noch, was ihm sein Genius verspricht, erreicht,
Im kühnen Fluge nach den ewgen Sphären jäh erbleicht.

Sie weiss ja nicht, dass dieser Dämon ihren Marmorleib,
Den dunklen Blick, ihr Taubengirren, nur zum Zeitvertreib
Begehrt, und nicht den Opfertod, wie einst im grauen Altertum,
Da jede Jungfrau am Altar, zu Gottes und der Heiligen Ruhm,
Ihr Leben lassen musste, wenn sie sträflich ihren Schwur vergass
Und einem Künstler als Modell zum Bildnis einer Göttin sass.
Dann endlich würde jener böse Geist sich selbst ergründen,
Von eigener Glut verzehrt, zu neuer Wesenheit sich finden,
Erkennend seine Leidenschaft und seiner Sehnsucht Triebe,
Horazen gleich, adonsche Verse schmieden seiner Liebe,
Das Murmeln stiller Quellen preisend und der Wälder Dunkel,
In seinen Sang auch einbeziehn das frohe Sterngefunkel,
Vielleicht erstrahlt ihm dann, umfängt ihn Seligkeit und Glück,
Aus dunklem Auge der Antike längst erloschner Blick,
Sieht er verklärt zu ihr, die er zu seinem Heil erkor,
In andachtsvoller Scheu als seinem Ideal empor,
Möcht er in alle Ewigkeit sie nicht mehr von sich lassen,
Mit seinen Küssen sie in heisser Wonne stark umfassen,
Und liebestrunken müsste sie, wenn sie von Stein selbst wäre,
In Brunst entflammen, läg er auf den Knien, im Aug die Zähre,
Und glücklich, ohne Massen, und vor Leidenschaft von Sinnen
Wär all sein Dasein nur ein wildes, ungestümes Minnen, –
Doch *ahnt* sie wohl, dass sie vermag dir eine Welt zu schenken,
Wenn hingerissen sie vom Strom, sich will in dich versenken,
Und dass sie dann dein tiefstes Innere mit Morgenglanz erfüllt ?

Sie lächelt einer Kurtisane gleich und tut gar fromm und mild,
Um dich zu täuschen. Alle schmeicheln sich so furchtbar gerne,
Dass sie in holder Schönheit glänzen, wie des Himmels Sterne.
Du magst sie also preisen als der Frauen Wunderblüte,
Sie wirds dir glauben, doch verlang einmal von ihrer Güte,
Dass sie von Dreien, die sie rings nmflattern, *einen* wähle,

Wirst sehn, wie sie dann nüchtern wird, die unschuldsvolle Seele!
Du bist vielleicht, trotz deinem warmen Herzen und Verstand,
Für sie und ihrer Gecken Schar nur eine spansche Wand,
Dahinter junge Laffen, zierlich tänzelnd, Süssholz raspeln,
Von Wohlgerüchen überquellend, ihre Weisheit haspeln,
Im Knopfloch eine Nelke, mit dem Stecher dich beäugen,
Sich dir in Geist und Kleidung nur als Werk der Schneider zeigen,
Doch kanns auch sein, dass sie die Kartenkönige begeistern,
Sie alle vier in ihrer Herzenskammer will bemeistern,
Denn blickt sie schelmisch jetzt den Alten, dann den Jungen an,
So schenkt sie ihre Gunst bald *einem*, bald dem *andren* Mann,
Kein Wunder ists dann wohl, dass sich die Dame manchmal irrt
Und statt dem König aus der Vorstadt mit dem Eichelkönig girrt.
Sie wird zwar salbungsvoll und fromm mit dir zu reden wissen,
Doch hat der Eichelkönig sie im Flug mit sich gerissen.
Kaum dass er eintritt, und ihr Auge wird im Glanz erstrahlen,
In ihrem Wesen wird sich lebensvolle Freude malen
Und jenen Hohlkopf wird sie schön und geistvoll finden...
Ach *niemals* mag der Mensch Natur und Allmacht überwinden,
Denn ewig bleibt der Grundsatz unerschütterlich und wahr:
Du änderst an der Dinge Wesen nicht ein einzig Haar!

So merk es, Jüngling, der du heiss nach einer Schönen schmachtetest
Und sie in blinder Leidenschaft auch zu besitzen trachtetest,
Sei eingedenk, bist du zu einer Frau in Lieb entbrannt,
Die Kleider, die sie trägt, sind lang, doch kurz ist ihr Verstand.
Der Zauber eines Sommertraums, der nur in *dir* erwacht,
Hat dich berauscht, doch frag auch *sie*, was sie dabei gedacht,
Denn hebt dein Herz sich in dem heiligen Rythmus einer Ode,
Wird sie von Bändern dir erzählen und der neusten Mode...
Siehst einen Stein du wo, der kalt ist und gefühllos hart,
Schieb ihn zur Seite, *Delila* steckt drin, die dich genarrt!

SO VIELE STERNE

ORI CÂTE STELE...

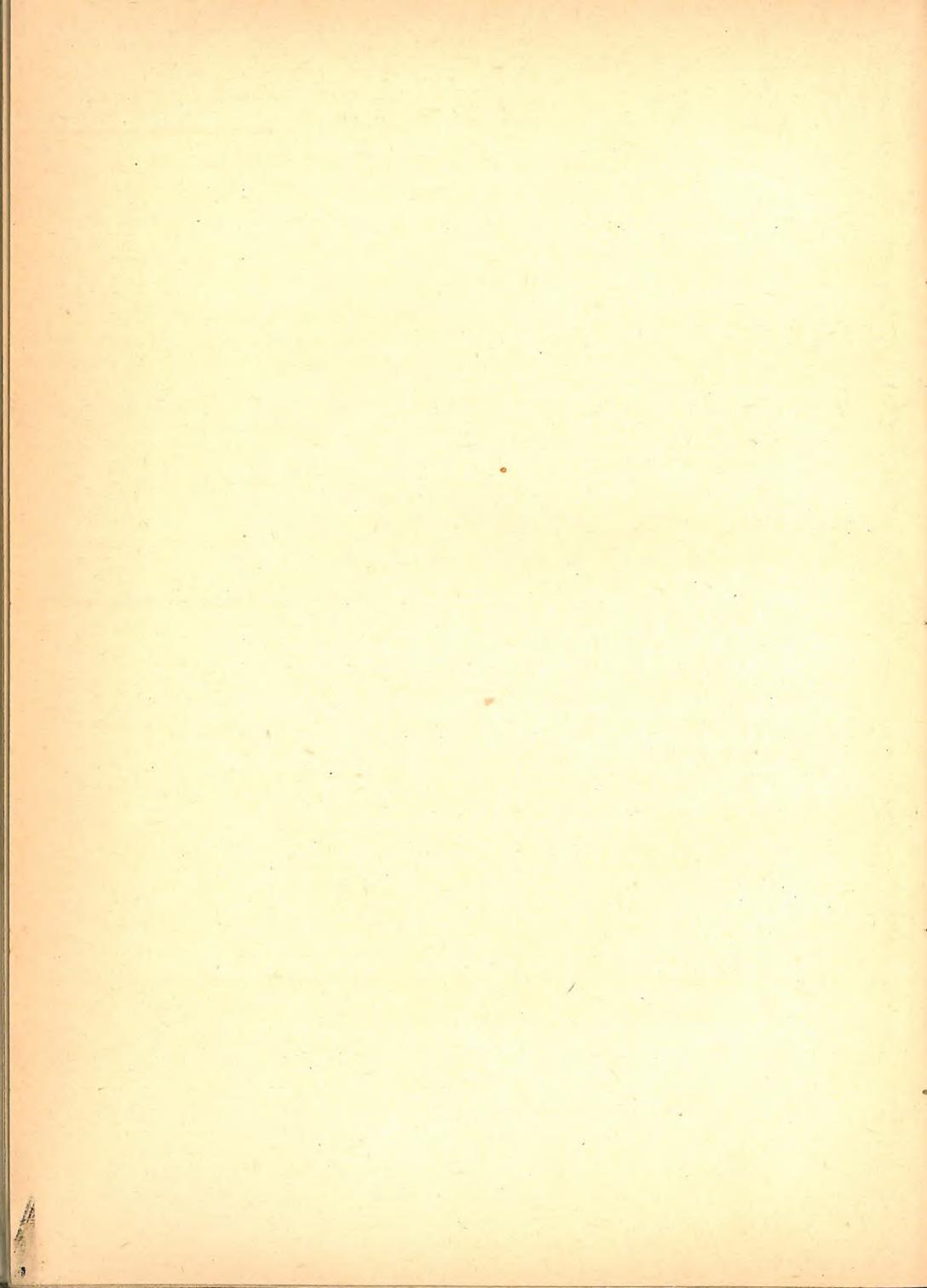
SO viele Sterne auch am Himmel glühn,
So viele Wasser auch im Meer zerklingen,
Wer wollte je die Antwort darauf bringen,
Was zu bedeuten hat ihr seltsam Sprühn?

Magst immer sorglos deines Weges ziehn,
Und ehrlich oder böse sein in Wort und Dingen,
Derselbe Staub wird deinen Leib umschlingen,
Ob deiner Gruft Vergessenheit erblühn.

Mir ist, als säh ich sterbend mich ermatten,
Und säh die Fackeln und das Traurgepränge,
Und hörte, wie sie singen Grabgesänge.

O komm doch näher, komm doch süsser Schatten,
Dass mich des Todes Genius berühre,
Und mich auf seinem dunklen Pfad entföhre.





NIRWANA

Von *Jon C. Caragiale*. Ins Deutsche übersetzt von *Ludwig Klein*.

ES sind mehr als zwanzig Jahre verflossen seither. Ich wohnte in einem Hause, wo sich ein Schauspieler eingemietet hatte, der im Sommer Theaterdirektor in der Provinz war. Die Wanderperiode der Schauspieler war beendet; es war Herbst und die Zugvögel kehrten in ihre Nester zurück.

Als er mich fortwährend lesen sah, sagte mir der Schauspieler mit einem gewissen Stolz: „Sie lieben es, sich mit Literatur zu beschäftigen... Auch ich hab einen jungen Mann in meiner Gesellschaft, der viel liest; er ist sehr gelehrt, kann deutsch und hat ein grosses Talent – er macht Gedichte; er hat auch uns einige prächtige Couplets gemacht. Ich glaube, es würde Ihnen ein Vergnügen bereiten, ihn kennen zu lernen.“

Und er erzählte mir, wie er jenen Burschen in einem Hotel in Giurgiu gefunden hatte, wo er als Haus- und Stallknecht bedienstet war, er hatte im Heu gelegen und mit lauter Stimme Schiller gelesen.

In einer Krippe im Stalle lag abseits ein Koffer, voll deutscher Bücher – die Bibliothek des Burschen.

Der Junge war sehr fügsam, fleissig und keinem Laster ergeben. Er war fremd, von weit her, wie er sagte; aber er wollte seine Heimat nicht nennen. Man sah es ihm an, dass er guter Leute Kind und, wer weiss, durch welche Umstände, hierher geraten war.

Der Schauspieler hatte ihm den Vorschlag gemacht, ihn mit einem Monatsgehälte von sieben Dukaten als Souffleur zu

engagieren, worauf der Bursche freudig einging. Er nahm seine Bibliothek mit sich und befand sich jetzt in Bukarest. Des Abends musste er zu seinem Direktor kommen – so konnte ich ihn also sehen.

Ich war sehr begierig, ihn kennen zu lernen. Ich weiss nicht warum, aber ich stellte mir den jugendlichen Abenteurer als ein ausserordentliches Wesen, als einen Helden, als einen Mann von grosser Zukunft vor.

Da ich ihn im Kampfe mit der Praxis des gemeinen Lebens sah, fand ich in meiner Einbildung, seine Verachtung der gesellschaftlichen Disziplin sei ein Beweis, dass dieser Mensch aus besonders feinem Stoffe sei, nicht wie jene, die in tausenden von stereotypen Dutzend-Exemplaren erzeugt werden. Wenn auch im allgemeinen der Grundsatz, von dem ich ausgegangen war, um auf diese Gedanken zu verfallen – dass nämlich ein bedeutender Mensch in jeder Beziehung sich von anderer Menschen Weise unterscheiden müsse, – gewagt – vielleicht sogar ganz unbegründet war, in diesem speziellen Falle hat er sich mehr als bestätigt.

Der junge Mann trat ein. Er war eine Schönheit! Ein klassisch geschnittenes Gesicht, umgeben von langen, schwarzen Locken; eine hohe, offene Stirn, grosse Augen – durch diese Fenster der Seele konnte man deutlich wahrnehmen, dass jemand drinnen wohnte, – endlich ein sanftes, tief melancholisches Lächeln. Er hatte das Aussehen eines jugendlichen Heiligen, der aus einem alten Gemälde herabgestiegen zu sein schien; ein zum Leiden prädestiniertes Menschenkind, auf dessen Antlitz die Züge künftiger Qualen eingeschrieben waren.

„Ich stelle mich vor: Michael Eminescu.

So hab ich ihn kennen gelernt.

Wie viel Philosophie haben wir nicht in jener ganzen

Nacht mit der Ausdauer siebzehnjähriger Jünglinge gemeinschaftlich abgesponnen!

Welcher Enthusiasmus! Welche Heiterkeit!

Soviel stand fest – meine Einbildung hatte mich nicht betrogen. Er war ein wundersamer Junge!

Eines Tages brachte er mich in Fühlung mit der deutschen Literatur, die ihn begeistert hatte.

„Wenn Sie die Poesie so sehr lieben, so müssen Sie auch schreiben“, sagte ich ihm. „Übrigens habe ich erfahren, dass Sie tatsächlich schon gedichtet haben“.

„Ja, ich habe geschrieben“.

„Dann, auch ich liebe die Dichtkunst, wenn ich auch nichts zu schaffen vermag – dann seien Sie so gut, und zeigen Sie mir eines Ihrer Gedichte“.

Eminescu war sofort bereit. Es war ein Poem, das er einer Schauspielerin gewidmet hatte, in die er sehr verliebt war.... Ich erinnere mich desselben kaum mehr. Ich weiss nur soviel, dass es sich um den Glanz und die Reichtümer eines assyrischen Königs handelte, der durch eine unerwiderte leidenschaftliche Liebe unglücklich geworden... so etwas ähnliches. Wenn ich nicht irre, so wurde dies Gedicht 1868 oder 1869 in der Bukarester „Familia“ veröffentlicht.

Am folgenden Abend trafen wir uns wieder. Über Tag aber hatte sich bei ihm eine innere Unzufriedenheit eingestellt. Die Schauspielerin war durch den Gram des assyrischen Königs in äusserst geringem Grade gerührt worden. Eminescu war diesmal schweigsam und niedergeschlagen. Er sprach sehr wenig, – der Widerstand, auf den er gestossen war, hatte ihn erregt. Vergebens bat ich ihn, mir noch ein Gedicht zu zeigen, oder wenigstens noch einmal dasjenige vorzulesen, welches ich bereits kannte. Er zog sich zeitlich zurück und als ich am

nächsten Vormittag zu ihm ging, fand ich ihn noch immer schlafen.

Ich weckte ihn. Jetzt war sein Kummer vergangen, ja, der Jüngling schien schon sogar noch heiterer als vorgestern. Den ganzen Tag über lachten wir; er sprach über Indien im Altertum, über die Dazier, über Stephan den Grossen und sang mir sogar eine Doina vor.

Das Erlebnis des assyrischen Königs war ihm vergangen und jetzt erfreute er sich in Ruhe „des Reichtums und des Glanzes“ jenes Fürsten.

So habe ich ihn damals kennen gelernt, so ist er auch geblieben bis zu seinen letzten gesunden Augenblicken; heiter und traurig, mitteilbar und verschlossen, sanft und rauh, mit einem Nichts zufrieden und doch stets mit allem unzufrieden, bald enthaltsam wie ein Einsiedler, bald wieder dürstend nach den Freuden des Lebens; er floh die Menschen und suchte sie auf; dabei war er gleichgültig wie ein alter Stoiker und reizbar wie ein nervöses Mädchen. — Seltsame Mischung! Ein Glück für den Künstler, für den Menschen ein Unglück.

Im folgenden Frühjahr reiste er mit einer ambulanten Theatergesellschaft durch die Moldau. Im Herbst erwartete ich Eminescu vergeblich — die Truppe war ohne ihn zurückgekehrt. Sein in Botoschan ansässiger Vater hatte den exzentrischen Flüchtling wiedergefunden und ihn halb mit, halb gegen seinen Willen nachhause genommen, wobei er ihn nach Wien schickte.

Später kam mir das Gedicht vor Augen: „Ideal verblasst im Dunkel einer Welt, die nicht mehr ist.“ Eminescu hielt, was er versprochen: Der Knabe wuchs zu einem grossen Manne heran. Nachher traf ich Eminescu mit seinem Bruder, einem Offizier, ebenfalls in Bukarest. Beide reisten eben ins Ausland, er nach Wien, der andre nach Berlin.

Der Offizier war ein älterer Bruder, ebenso schön, sanft-

mütig und seltsam – eine in jeder Beziehung verblüffende Aehnlichkeit. Derselbe reiste nach Berlin. In einigen Monaten setzte er die dortige militärische Akademie durch seine Talente in Erstaunen und legte eine Prüfung ab, die den Marschall Moltke veranlasste, sich sehr warm für das Schicksal des jungen Militärs zu interessieren, so dass er entschlossen war, ihn sich zu attaschieren. Um seinen glänzenden Erfolg zu krönen, begab sich der Offizier nachhause und – schoss sich eine Kugel durch den Kopf, ohne auch nur ein einziges geschriebenes Wort zurückzulassen.

Längere Zeit nachher, als ich mit Eminescu über das traurige Verhängnis seines Bruders sprach, antwortete er mir: „Besser so! Er war klüger als wir!“

Wieder einige Jahre später kam Eminescus Vater nach Bukarest. Es war dies ein allerliebster, scherzhafter und origineller Herr. Er hatte eben ein gutes Geschäft gemacht und war nach Bukarest gekommen, um seinem Sohne Kleider und eine Uhr zu kaufen und ihm zum Lebensunterhalte hundert Dukaten, das auf ihn entfallende elterliche Erbteil, zu übergeben.

Damals fragte ich Eminescu, ob seine Mutter noch lebe. Dieselbe war gestorben, allein aus der gedrückten Stimmung, mit welcher er mir antwortete, entnahm ich, dass sich an ihren Tod für ihn Erinnerungen knüpften, die grausamer waren, als die an einen normalen Tod, sie schienen nicht nur schmerzhaft, sondern auch unangenehm.

Dann erfuhr ich auch, dass eine Schwester von ihm, die ihn innig liebte, sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, wo sie noch lebte; das bedauernswerte Mädchen war seit ihrer Kindheit gelähmt.

Und da hat es noch Leute gegeben, die sich darin gefielen, glauben zu machen oder glauben zu lassen, dass das Unglück Eminescus eine Folge seiner Lasterhaftigkeit gewesen sei.

Er war allerdings ein unordentlicher, aber durchaus kein lasterhafter Mensch. In dieser Welt glaubt die Mehrheit der gewöhnlichen Leute, dass die materiellen Genüsse des Lebens ihr ausschliessliches Privilegium seien und seltene Männer nicht auch ihre Fehler haben dürfen. Er hatte ein Temperament von ausschweifender Ungleichmässigkeit, und wenn ihn eine Leidenschaft erfasste, so war das eine unerhörte Marter. Oft und oft war ich sein Vertrauter.

Da ihm die alltäglichen Kniffe fremd waren, so begegnete es ihm sehr häufig, dass der ersehnte Erfolg ausblieb... Dann trat eine schreckliche Erregung, eine Spannung des Gefühls, ein Anfall von Eifersucht ein, welche es deutlich genug voraussehen liessen, auf welche Art dieser selten veranlagte Mann enden werde.

Wenn er durch diese Zerrüttung vollständig erschöpft war, schloss er sich in seine Stube ein, und schlief wie ein Toter; in zwei bis drei Tagen aber zeigte er sich wieder ruhig wie sein „Abendstern“ – „unsterblich und kalt“.

Nun begann er mit seiner glänzenden Beredsamkeit mir über den Buddhismus vorzupredigen und vom Nirwana zu schwärmen, jenem höchsten Ziel des Buddha-Sakiamuni.

Eine solche Spannung, ein derartiger Anfall, kam in seinen letzten gesunden Augenblicken über ihn; es war das Zeichen, dass es zu Ende ging. Nach dieser Erschütterung aber schloss er sich nicht mehr in seine Stube ein, um zu schlafen und das zu tun, was früher der „Abendstern“ getan hatte. Er stürmte vorwärts, rastlos vorwärts, bis er unter den Keulenschlägen des Todfeindes zusammenstürzte, den er noch aus der Mutter Schoss in seinem Innern mit sich trug. In ihm, dem Sprössling eines alten vornehmen Stammes, wurde der Entscheidungskampf gerungen zwischen der Flamme des hö-

hern Lebens und dem Keim der vollständigen Zerstörung seines Stammes—der Kampf zwischen Genie und Wahnsinn.

Der Kampf war entsetzlich, der Weg zum Nirwana ebenso schmerzlich wie glanzvoll. Im krankesten Kopfe die hellste Intelligenz, die gedrückteste Seele im zerrüttetsten Körper! Und wenn ich weinte, als ihn die Freunde und Feinde, die Bewunderer und Neider unter die „heilige Weide“ betteten, da hab ich nicht seinen Tod beweint! Meine Tränen galten den Mühseligkeiten des Lebens und all dem, was diese leicht erregbare Natur von den Verhältnissen, von den Menschen, von sich selbst zu leiden gehabt hatte.

Dieser Eminescu hat viel gelitten, auch Hunger sogar. Wohl, aber er liess sich nicht biegen: er war ein Mann aus einem Stück und zwar nicht aus einem solchen, wie man sie auf allen Wegen findet.

Ganze Generationen werden unter Entfaltung allen Pompes den Berg emporsteigen, der nach Scherban-Woda zum Friedhof führt, nachdem sie einen gewissen Zeitraum mit ihrem Nichts ausgefüllt haben, ohne dass sich vielleicht wieder je ein Stück finden liesse, aus welchem ein anderer Eminescu hervorgehen könnte.

Möge das vielgeprüfte Herz im Frieden schlummern! Der begeisterte Buddhist ist jetzt glücklich: ist er doch zurückgekehrt zum Nirwana, das er so schön besungen, das er so heiss ersehnt, für ihn zu spät, viel zu früh für uns...



VON VIKTOR ORENDI-HOMMENAU SIND
NOCH ERSCHIENEN :

Blätter und Blüten, Gedichte, Hermannstadt – Sibiu, 1895
und 1902.

Das Heidebuch, Almanach, Temeswar – Timișoara, 1919.

Erinnerungen an Deutschland, Temeswar – Timișoara, 1920.

Arier und Germanen, Temeswar – Timișoara, 1920.

Deutsche Dichter aus dem Banat, Temeswar – Timișoara, 1921.

Berühmte Schwaben, Lugosch – Lugoj, 1923.

Aus Licht und Leid, Ausgewählte Gedichte, Timișoara, 1923.

Literatur und Volkskunst der Rumänen, Temeswar–Timișoara, 1928.

Gestern und Heute, Eine kleine Statistik, Temeswar 1928.

Was ich an den Rand schrieb, Skizzen und Aphorismen, Te-
meswar – Timișoara, 1930.

Arpad Mühle, Ein Erinnerungsblatt, Temeswar–Timișoara, 1931.



I N H A L T

	Seite
Einleitung	5
Gebet (Rugăciune)	9
Kamadeva	10
Erster Brief (Scrisoarea I)	11
Zweiter Brief (Scrisoarea II)	17
Dritter Brief (Scrisoarea III)	20
Vierter Brief (Scrisoarea IV)	30
Glosse (Glosă)	36
Gebet eines Daken (Rugăciunea unui Dac)	39
Ach, wie viele hundert Schiffe (Dintre sute de catargi)	41
Die Glocke schlägt (Se bate miezul nopții)	42
Was ich für dich, o teures Vaterland? (Ce-ți doresc eu ție, dulce Românie?)	43
Der Abendstern (Luceafărul)	45
Was Liebe heisst (Ce e amorul)	61
Einsamkeit (Singurătate)	63
Allein und fern von dir (Departé sunt de tine)	65
Alle Vöglein in dem Walde (La mijloc de codru des)	66
Trennung (Despărțire)	67
Das „Morgen“ deine Tage mehrt (Cu mine zilele'ți adaogi)	69
Der Stern (La steaua)	71
Was kommst du nicht? (De ce nu-mi vii?)	72
In demselben kleinen Gässchen (Pe aceiaș ulicioară)	74
Der See (Lacul)	76
Wald, was wiegst du deine Krone? (Ce te legeni?)	77
Wiedersehen (Revedere)	79
Diana (Diana)	81
Müde Vöglein (Somnoroase păsărele)	83
Und wenn auch Jahr um Jahr entschwinden (De-ar trece ani)	84
Und schlägt ein Zweig ans Fenster mein (Și dacă)	85

	<u>Seite</u>
Ob den Bergen (Peste vârfuri)	86
Ein letzter Wunsch mich noch beseelt (Mai am un singur dor) . .	87
O, bleibe doch (O rămâi)	89
Sooft ich, Liebste (De câte ori, iubito)	91
Mortua est!	92
Delila (Dalila)	95
So viele Sterne (Ori câte stele)	99
Nirwana	100



*
D R U C K
SCRISUL ROMÂNESC
CRAIOVA
*

